

Nr. 1, 10. 1967 9975
Mil

Aus dem Inhalt:

Kampf dem Unfall!



Mitteilungsblatt



Nr. 1 XVI. Jahrgang 10. Febr. 1967

Inhalt

Seite

Das tun, was für DEW gut ist	1
Ein neues Erzeugnis des Bochumer Werkes	2
Das Porträt: Dr.-Ing. Richard Risser	4
Unsere Wirtschaftsfrage	5
Versöhnung besonders nötig	8
Kein Geld verschenken	10
Mosaik — Kleine Zeitung vom Unternehmen, seinen Werken und Menschen	I—VIII
Im Kampf gegen den Unfall	12
Dortmunder Mitarbeiter im Erdbebengebiet	14
In der neuen Welt	15

Zum Titelbild

Ein Bochumer Mitarbeiter bei Schweißarbeiten

Zum Bild auf der Rückseite

Metallpulver für die Spritz- und Schweißtechnik in starker Vergrößerung, wie sie in unserem Bochumer Werk hergestellt werden. Die Korngrößen liegen zwischen 0,04 und 0,15 mm.

Herausgeber: Deutsche Edelstahlwerke AG

Verantwortlich: Arbeitsdirektor Bernhard Boine

Schriftleitung: Heinz Prodöhl

Layout: Peter Wewer

Fotos: DEW-Bildstelle u. a.

Druck: Boss-Druck, Krefeld, Krefelder Druckhaus

Nachdruck

nach vorheriger Rückfrage gerne gestattet

Sparsamkeit
ist die Tochter der Weisheit,
die Schwester der Mäßigkeit
und die Mutter der Freiheit.
Sie stellt die Selbsthilfe in
einer ihrer besten Formen dar.

Diese Sätze des Engländers Smiles müssen in der heutigen Wirtschaftssituation eherne Gebote sein. An ihrer Richtigkeit ist nicht zu zweifeln, nur vergessen wir sie allzu leicht, wenn wir im Überfluß leben. Jeder von uns weiß, daß es heute nicht mehr der Fall ist. Aber das Wissen um den Ernst der Lage darf nicht zur Resignation führen, im Gegenteil, wir müssen alle Kräfte einsetzen, um mit den gegenwärtigen Problemen fertig zu werden. Auch bei DEW. - Hilfe von außen? - Schön und gut, aber zuerst und zuallererst: Hilfe von innen, Selbsthilfe.

Sparsamkeit ist ihr Fundament. Auf Sparsamkeit müssen wir bauen, Sparsamkeit muß uns selbstverständliche Verpflichtung sein, Sparsamkeit muß unser Handeln bestimmen. Jeder Mitarbeiter ist angesprochen. Theodor Heuss hat einmal gesagt: Sparsamkeit ist eine menschliche Haltung. Machen wir sie zu unserer ganz persönlichen Haltung, dann tragen wir aktiv dazu bei, eine wichtige Voraussetzung für eine gedeihliche Zukunft zu schaffen. Wilhelm Busch war ein sehr kluger Mann, der aus der Kenntnis des Lebens manche treffende Wahrheit in heiter-gelöster Form präsentierte. Er hat den Wert der Sparsamkeit so formuliert:

Wer sparsam ist, denkt an das Morgen,
die Zukunft macht ihm keine Sorgen.

Sicher hat er dabei an die private Sparsamkeit und ganz sicher nicht an DEW gedacht, aber wir wollen an DEW, an die Zukunft des Unternehmens und damit an unsere eigene Zukunft denken. Nehmen wir den Appell zur Sparsamkeit sehr, sehr ernst.

Das tun, was für DEW gut ist...

Dr. Winfried Connert:



Die Zeiten, in denen Probleme nicht so offen zutage traten, sind endgültig vorbei. Wenn wir die gegenwärtige Situation meistern wollen, gilt es, **alle** Kräfte zu mobilisieren, mehr denn je gehört auch das Nachdenken dazu. Den allbekannten „Trott“ darf es nirgendwo mehr geben. In seiner Neujahrsansprache an die leitenden Mitarbeiter der Hauptverwaltung und des Werkes Krefeld hat Direktor Dr. Connert, unser technisches Vorstandsmitglied, unmißverständlich aktive Mitarbeit auf allen Ebenen und engste Zusammenarbeit aller Gruppen bei der Bewältigung der anstehenden Probleme gefordert.

Einige seiner Feststellungen und Grundgedanken wollen wir hier auszugsweise wiedergeben.

„Wir dürfen nie vergessen, daß alle unsere Bemühungen letztlich darauf konzentriert werden müssen, marktgerecht zu produzieren und zu verkaufen!

Je konsequenter und unbeirrter wir das tun, umso mehr dienen wir der gemeinsamen Sache und umso mehr sichern wir gleichzeitig die Existenz des einzelnen in der Gemeinschaft unseres Unternehmens.“

„Allenthalben marschiert das Verwalten schneller als das Erzeugen; immer größer wird daher die Last, die vom Erzeugnis getragen werden muß. Daß damit die Krisenanfälligkeit bei Beschäftigungsschwankungen zwangsläufig steigt, darf uns nicht verwundern. Wir müssen daher sehr darauf achten, daß bei der immer weitergehenden Aufgabenteilung und Gliederung das an sich

notwendige Rationalisieren, Normieren, Mechanisieren, Automatisieren, Programmieren, Qualifizieren, Revidieren und Informieren mit den dafür erforderlichen Abteilungen nicht zum Selbstzweck wird. Was für eine einzelne Abteilung gut ist, muß nicht unbedingt auch für DEW gut sein. Wir können und dürfen aber, wenn wir weiterkommen wollen – und das wollen wir – nur das tun, was für Gesamt-DEW gut ist, mit anderen Worten heißt das: daß wir uns heute weniger denn je den Luxus eines Abteilungs- und Betriebs-Egoismus leisten können und entsprechende Ansätze radikal abbauen müssen.

Weiterhin ist es bei der vielschichtigen vertikalen und horizontalen Gliederung unseres Unternehmens nachgerade lebensnotwendig geworden, zu einer weitgehenden Delegation der Verantwortung zu kommen, womit die Lösung der Aufgaben auf kürzestem und gleichzeitig auch billigstem Weg erreicht wird. Nur so können wir die Vorteile und Möglichkeiten eines Großunternehmens wahrnehmen und gleichzeitig Unbeweglichkeit und Schwerfälligkeit vermeiden. Ein konsequentes Delegieren der Verantwortung ist aber nur möglich, wenn in allen Ebenen unternehmerisch gedacht und gehandelt wird. Es wird eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, alles zu tun, um diesem unternehmerischen Denken auf breiter Linie zum Durchbruch zu verhelfen.“

„Nachdem sich auch in vielen Bereichen des Edelstahls zunehmend technische Standardausführungen international durchsetzen,

verliert „die Provenienz des Erzeugnisses“ gegenüber dem Preis immer mehr an Bedeutung. Ein ruinöser Preisverfall ist überall da, wo Kapazitätsüberhänge bestehen und viele Anbieter auf dem Markt sind – ähnlich wie bei Massenstahl –, die Folge dieser Entwicklung. Ich glaube, daß wir diesem unerfreulichen Trend zumindest in gewissem Umfang entgegenarbeiten können, indem wir über die Standards hinaus Leistungen anbieten und damit „der Provenienz des DEW-Erzeugnisses“ wieder Gewicht verleihen. Wir können dies, indem wir unseren technischen Kundendienst über das bisherige Ausmaß hinaus Zug um Zug weiter intensivieren und da, wo unsere modernen Anlagen dies zulassen, besondere Ausführungen offensiv anbieten.“

„An der Schwelle des neuen Jahres stellt sich uns die Frage nach der Zukunft. In einer Umwelt, in der so ungefähr alles in Fluß geraten ist, muß und kann diese Frage nur unbeantwortet bleiben, aber ich glaube, wir können dem neuen Jahr optimistisch entgegensetzen, wenn wir alle bereit sind, die Zeichen der Zeit zu erkennen und danach zu handeln.

Vergessen wir bei allem Bemühen den Menschen nicht, versuchen wir, jeden einzelnen an den Platz zu stellen, der seinem Wollen und Können am besten entspricht; aktivieren wir die menschlichen Kontakte und das harmonische Miteinander in allen Bereichen, dann werden wir bei sinnvoller Nutzung unserer modernen technischen Anlagen alle Schwierigkeiten bewältigen.“



Ein neues Erzeugnis des Bochumer Werkes

Hochwertige Metallpulver und Metallpulvergemische für die Spritz- und Schweißtechnik

Helmut Salzmann:

Werk Bochum

Vor zwei Jahren wurde im Werk Bochum in Anlehnung an das Elektrodenprogramm die Erzeugung von Metallpulvern aufgenommen, die für verschiedene thermische Spritzverfahren verwendet werden.

Im Gegensatz zu den herkömmlichen Auto- gen- und Elektroschweißverfahren werden hierbei anstelle von Drähten, Bändern, Stäben oder Elektroden Metallpulver eingesetzt.

Durch die Erschließung zahlreicher Anwendungsgebiete haben diese technisch interessanten Verfahren als Ergänzung zu den bekannten Schweißverfahren in der Schweißtechnik bereits einen festen Platz eingenommen.

Warum Metallspritzen?

Die Metallspritzverfahren werden überall da eingesetzt, wo es gilt, mit Edelstahl verschleißfeste, korrosionsbeständige bzw. verschleiß- und korrosionsbeständige Oberflächen zu schaffen. Der wesentliche Vorteil dieses Verfahrens liegt darin, daß die auftragenden Pulver praktisch kalt aufgespritzt werden können. Durch die geringe Wärmebeeinflussung des Grundwerkstoffes, der im teigigen bzw. angeschmolzenen Zustand aufgebracht wird, wird die Verzuggefahr durch thermische Spannungen weitgehend herabgesetzt. Dies ist vor allem ein Vorteil bei zu reparierenden Plungern oder Wellen.

Abb. 1 Ablauf einer Plasma-Auftragsspritzung



Hinsichtlich der Bearbeitbarkeit erfordern aufgespritzte Schichten gegenüber Vollmaterial keine besonderen Maßnahmen. Sie können entsprechend der Schichtstärke und Härte entweder gedreht oder geschliffen werden. Zur Erzielung einer guten Haftfähigkeit, d. h. gute mechanische Verklammerung zum Grundwerkstoff, ist eine Vorbearbeitung (Abb. 1) durchzuführen.

Herstellung der Metallpulver

Bevorzugt werden Werkstoffe zu Pulver verdüst, die sich auf Grund ihrer Zusammensetzung und Härte nicht wirtschaftlich zu Draht oder Band fertigen lassen. Das sind insbesondere unsere Hartlegierungen Akrit (Cr/Co/W-Legierungen) und weitere Werkstoffe auf Ni-Basis mit Cr und B. Dazu kommen noch Pulvergemische mit Wolframkarbidzusätzen für höchste Verschleißfestigkeit.

Auf einer Verdüsungsanlage wird unter hohem Gas- bzw. Wasserdruck flüssiges Metall zu Pulver zerstäubt, das nach genauem Absieben auf Korngrößen von 0,04 – 0,08, 0,04 – 0,10 oder 0,10 – 0,15 mm als Spritzpulver eingesetzt werden kann.

Forderungen an die Metallpulver

Die von den Verbrauchern gestellten Forderungen an die Spritzschichten sind sehr verschiedenartig. So wird z. B. einmal von einer Spritzschicht für ein Lager ein hoher Anteil von Mikroporen gewünscht, die zur Aufnahme von Schmierstoff dienen und gute Notlaufeigenschaften ergeben. Im anderen Fall wird eine homogene, d. h. gasundurchlässige Schicht gefordert, die einen Angriff des Grundwerkstoffes verhindert. Ein weiteres Beispiel sind Schutzschichten gegenüber gasförmigen oder flüssigen Angriffsmitteln.

Diese Forderungen können nur dann erfüllt werden, wenn neben dem richtig ausgewählten Pulverwerkstoff das zweckmäßigste Verfahren eingesetzt wird.

Voraussetzungen für einen störungsfreien Spritzverlauf sind noch folgende wichtige Eigenschaften des Pulvers: gleichmäßige

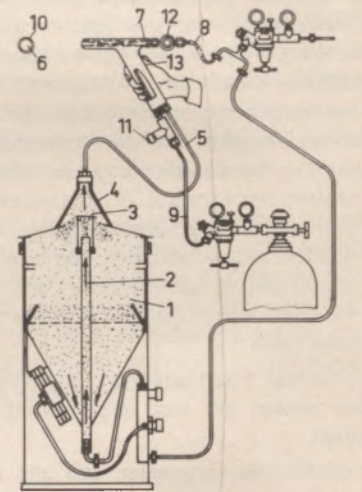
Korngröße, gleichmäßige Kornform, hoher Reinheitsgrad, oxydfreie Oberfläche und geringe Gasgehalte. Diese Forderungen bringen es mit sich, daß die hochwertigen Edelstahl-Metallpulver schon während der Fertigung bis zum Versand verschiedenen Prüfungen unterzogen werden.

Welche Spritzverfahren stehen zur Verfügung?

1. Das Flammspritzverfahren:

Aus Abb. 2 ist die Funktion einer Flamm-Spritzanlage zu ersehen. Das mit hohem Druck in die Azetylen/Sauerstoff-Flamme mit

Abb. 2 Schematische Darstellung einer Flamm-Spritz-Anlage



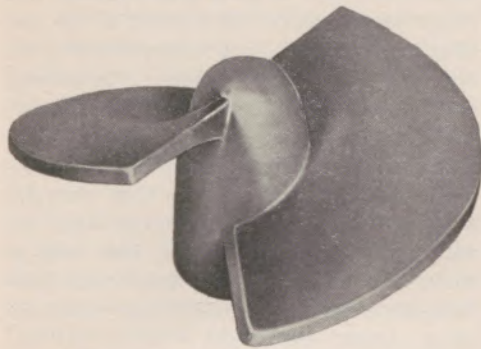
- | | |
|----------------------------|----------------------------|
| 1 Pulverbehälter | 8 Preßluft |
| 2 Steigerohr | 9 Azetylen |
| 3 Prallblech | 10 Ringkanal |
| 4 Pulver-Luft-Wolke | 11 Gasventil |
| 5 Pulverschlauch | 12 Blasluftventil |
| 6 Ausblaskanal der Pistole | 13 Einschaltung Pulverfluß |
| 7 Injektor | |

einer Temperatur von 1700°C gebrachte Pulver wird an der Oberfläche angeschmolzen und in diesem weichen Zustand gegen die aufzutragende Fläche geschleudert. Dabei tritt ein gegenseitiges Versintern der Pulverteilchen ein. Durch eine thermische Nachbehandlung (Nachsintern) wird die im Teilchenzusammenhang verhältnismäßig lockere Spritzschicht bei Temperaturen von 1050 bis 1100°C in einen teigigen bis flüssigen Zu-

stand überführt. Durch das Ineinanderfließen wird eine glatte und dichte, porenfreie Schicht mit guter Haftung zum Grundwerkstoff erzielt.

Besonders großflächige Teile (Abb. 3) lassen sich nach diesem Verfahren mit einer Schichtstärke von 0,5–1 mm gut panzern.

Abb. 3 Doppelter Knetflügel aus GS 45 verschleißfest gepanzert



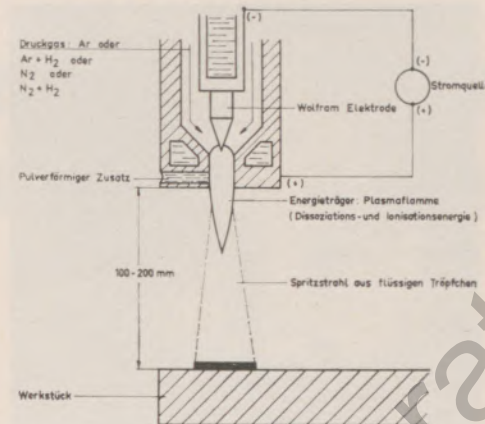
Spritzwerkstoff: Akrit B 55-P
Verfahren: Flammgespritzt und nachgesintert
Schichtstärke: ~ 1 mm
Härte: ~ 60 Rc
Einsatz: Keramische Industrie (Tonerde, Quarz, Schamotte)

2. Das Plasma-Spritzverfahren:

Durch Erhitzen eines Gases, z. B. Argon, Wasserstoff oder Stickstoff auf mehrere tausend Grad spalten sich dessen Atome in Ionen und Elektronen. Das Gas wird elektrisch leitend. Diesen Zustand nennt man „Plasma“.

Bei dem Plasma-Verfahren wird das Pulver in einer sogenannten Plasmaflamme aufgeschmolzen und mit etwa 7facher Schallgeschwindigkeit auf das Werkstück geschleudert (Abb. 4). Durch die hohe Temperatur des Plasmastrahles von über 20 000 °C und durch die hohe Aufprallgeschwindigkeit der Pulverteilchen tritt eine vollständige Aufschmelzung des Pulvers ein, wobei durch Diffusion in der Spritzschicht eine sehr gute Verbindung der Pulverteilchen erreicht wird. Die hohe Dichtigkeit und Gasundurchlässigkeit der Spritzschicht ermöglicht es, Teile schnell und ohne große Verzugsspannungen nach dem Plasma-Verfahren verschleißfest oder korrosionsfest aufzupanzern. Im Gegensatz zu den flammgespritzten Schichten

Abb. 4 Plasma-Flamme zum Spritzen
(nicht übertragener Lichtbogen)



sind die nach dem Plasma-Verfahren aufgetragenen Schichten wesentlich dichter und dadurch gasundurchlässig. Auch sind diese Schichten infolge ihrer hohen Dichtigkeit nicht so schlag- und stoßempfindlich.

3. Das Plasmarc-Schweißen:

Während bei dem vorher genannten Verfahren das Pulver auf den Haftgrund gespritzt wird, erfolgt beim Plasmarc-Schweißen durch die Plasma-Flamme eine Anschmelzung des Grundwerkstoffes. Zugleich wird das Pulver aufgeschmolzen und auf die angeschmolzene Fläche des Grundwerkstoffes aufgetragen. Der wesentliche Vorteil liegt darin, daß gegenüber der Hand- oder Maschinenschweißung nur ganz minimale Einbrandtiefen auftreten und man bei diesem Verfahren in der Lage ist, dünne Schichten ab 0,5 mm Stärke mit glatter Oberfläche auf-

zutragen. Die glatte Oberfläche erfordert anschließend nur geringe Nacharbeit durch Schleifen. Weitere Vorteile sind: geringe Vermischung infolge geringer Einbrandtiefen mit dem Grundwerkstoff und Möglichkeiten der Aufbringung dünner glatter Schichten.

4. Die autogene Auftragsschweißung:

Ein letztes Verfahren für die Anwendung hochwertiger Metallpulver und Pulvergemische ist die autogene Auftragsschweißung. Die gleichen Pulver, jedoch mit der feinsten Korngröße von 0,04–0,08 mm, werden über einen auf dem Brenner angebrachten Vorratsbehälter in die Flamme des Autogenbrenners gebracht und dort aufgeschmolzen (Abb. 5). Unter pulsierendem Pulverfluß tritt dann eine Verbindung mit dem angeschwitztten Grundwerkstoff ein. Als Vorteile dieses Verfahrens gegenüber der Stabschweißung sind zu nennen: glatte Oberfläche, gute Reguliermöglichkeit der Schichtstärke und nicht so starke Erwärmung des Grundwerkstoffes. Hauptanwendungsgebiete sind wiederum die verschleiß- bzw. korrosionsfeste Panzerung kleiner Flächen an Ventilen, Kanten an Gesenken, Schnittflächen oder Rohren.

Die thermischen Spritzverfahren wollen keineswegs die herkömmlichen Schweißverfahren verdrängen, sondern nur ergänzen.

Das Werk Bochum hat bereits mit seinem ausgewählten Pulverprogramm gegenüber dem starken in- und ausländischen Wettbewerb einen Marktanteil erobert.

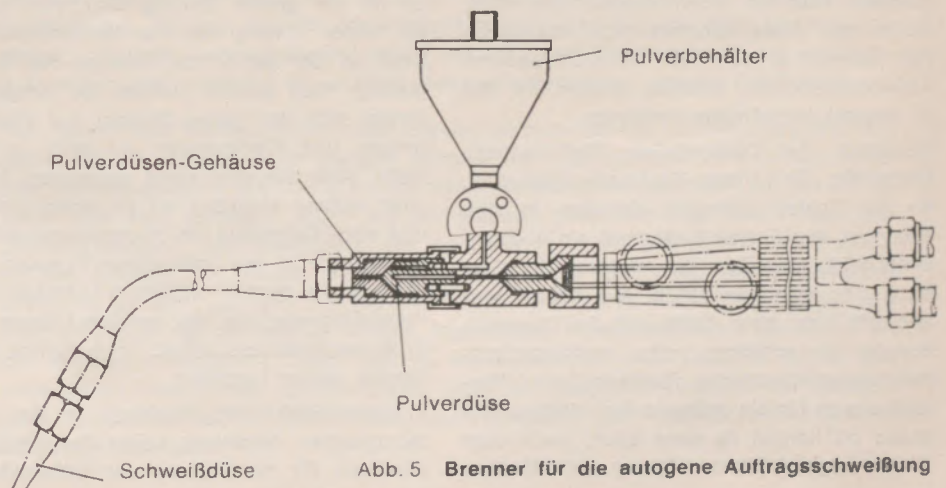


Abb. 5 Brenner für die autogene Auftragsschweißung

DAS PORTRÄT

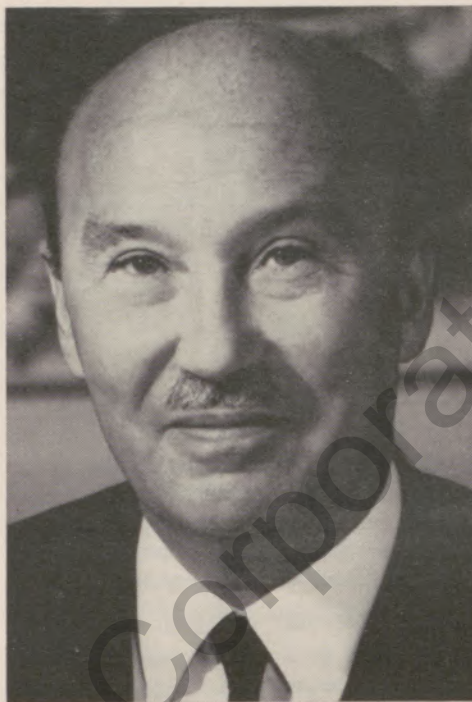
Dr.-Ing. Richard Risser

München – Ende der Zwanzigerjahre. Die große Arbeitslosigkeit lähmt nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Möglichkeiten der jungen Menschen, die in dieser Zeit ihr Studium beenden. Zu ihnen gehört Richard Risser. Gerade hat er sein Studium des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule München mit dem Diplom abgeschlossen; er könnte nun in den Beruf eintreten, seine Kenntnisse verwerten, Geld verdienen, aber wo? Es gibt keine geeignete Startmöglichkeit. Angebote mit 30 Mark Monatsgehalt sind indiskutabel. Was nun? – Richard Risser entschließt sich, sein Studium fortzuführen, den Doktor zu machen und nebenher Wirtschaftswissenschaft zu hören. Damit legt er den Grundstein zu seinem späteren, erfolgreichen Berufsweg, der ihn dank seiner technischen und kaufmännischen Kenntnisse steil nach oben bis in höchste Verantwortungsbereiche führen sollte.

In seinem weiträumigen, von allem überflüssigen Möbelballast freien, lichten Büro in Hamborn im 10. Stockwerk der Hauptverwaltung der ATH, von dem aus der Blick ungehemmt über einen großen Teil der Werksanlagen wandert, erzählt er uns von dieser früheren Zeit. Seine Stimme ist warm, ein Lächeln liegt über der Erinnerung.

Wer ist Dr. Risser? – Im engeren Kreis der ATH wäre diese Frage überflüssig, denn seit 34 Jahren ist er mit dem Unternehmen verbunden, seit vielen Jahren Mitglied des Vorstandes, aber für die Mitarbeiter der DEW dürfen wir diese Kenntnis nicht voraussetzen, obwohl er seit 1966 Mitglied unseres Aufsichtsrates ist. Deshalb wollen wir ihn in unserer Porträtreihe vorstellen.

Zunächst die Lebensdaten. Geburtsstadt: Mannheim. Sein Vater: Kaufmann (Prokurist). Er ist Soldat irgendwo draußen in den Kämpfen des Ersten Weltkriegs, als wichtige Entscheidungen über den weiteren Schulbesuch des 9-jährigen fallen. Die Mutter entschließt sich, ihren Sohn auf die Oberrealschule zu schicken, also mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung, gute Voraussetzung für ein späteres technisches Studium. So kommt es dann auch. Nach dem Abitur beginnt Richard Risser sein Studium



an der Technischen Hochschule München. Die Schwierigkeiten nach dem Diplomexamen kennen wir schon, ebenfalls die Fortsetzung seiner Studien im Bereich der Wirtschaftswissenschaften und den Abschluß mit der Promotion. Es ist das Jahr 1933. Dr. Risser beginnt seinen eigentlichen Berufsweg im Ruhrgebiet bei den Deutschen Röhrenwerken in Mülheim.

Es ist ein großer Sprung und wohl auch ein harter Sprung von der lebensfreudigen Stadt an der Isar in die Strenge des Ruhrgebiets. Weit zurück bleiben die Berge, in denen sich der junge Student auf Wanderungen und Klettertouren so wohl gefühlt hatte. Aber sie sind nicht vergessen. Mancher spätere Urlaub führt zu ihnen zurück, und eine Gamsjagd im Hochgebirge gehört heute noch zu den besonderen Freuden seines Lebens, dessen vielfältige Aufgaben und Verpflichtungen ihn die meisten Länder der Erde kennenlernen ließen. Doch zurück zum Beginn seiner Laufbahn.

Ingenieur-Praktikant, Assistent in der Metallurgischen Abteilung, Leiter der Röntgenabteilung für die Prüfung von Schweißnä-

ten, Aufbau einer Qualitätskontrolle sind die ersten Stationen, dann Ruf nach Hamborn. Er wird Leiter der Stoffwirtschaft der ATH, baut auch hier eine Qualitätskontrolle auf. Größere Aufgaben werden ihm übertragen. Als Leiter der Technischen Betriebswirtschaft kommen die Früchte seines Doppelstudiums zum Reifen. Immer stärker wird die Bindung an den kaufmännischen Bereich. 1940 wird er zum Obergeringenieur und Prokuristen ernannt, 1943 erhält er die Leitung der Verkaufs- und Lieferabteilung für Walzstahl. Dann das Kriegsende, Demontage und Entflechtung, die Niederrheinische Hütte wird aus dem ATH-Bereich ausgegliedert. Hier findet Dr. Risser ein neues Aufgabengebiet als Verkaufsleiter und Vertreter des kaufmännischen Vorstandes. Aber zunächst nur für wenige Jahre. 1953 folgt er einem Ruf als Leiter der Deutschen Handelsgesellschaft des Luxemburger Stahlkonzerns „Arbed“ nach Köln.

Inzwischen hat die ATH ihren Neuaufbau begonnen. Als Vorstandsmitglied für den Verkaufsbereich kehrt Dr. Risser 1956 zu ihr zurück. Nach der Angliederung der Niederrheinischen Hütte als Tochtergesellschaft wird er von 1957 bis 1964 gleichzeitig Vorsitzender des Niederrhein-Vorstandes. Heute ist Dr. Risser, Vorstandsmitglied der ATH, Mitglied des Vorstandes der Wirtschaftsvereinigung und des Beirats der Walzstahlvereinigung, Vizepräsident der Niederrheinischen Industrie- und Handelskammer, Mitglied von mehreren Aufsichtsräten in der Thyssen-Gruppe, für neue, zusätzliche Aufgaben bereit. Vielleicht sind sie in diesen Tagen, in denen das Heft erscheint, schon konkretisiert, wenn die Walzstahlkontore, die neue Selbsthilfeeinrichtung der deutschen Stahlindustrie, um den Tiefstand zu überwinden, nach der endgültigen Genehmigung durch die Hohe Behörde ihre Arbeit aufnehmen können. Die Mitarbeit Dr. Risser an dieser Aufgabe als Beiratsvorsitzender des Stahlkontors West wird für ihren Erfolg von großer Bedeutung sein.

Wir fragten ihn über die Aussichten der Stahlkontore. Es ist hier nicht der Platz, seine Gedanken ausführlich wiederzugeben, aber eins sei gesagt: Dr. Risser ist Optimist.

Es ist ein realer Optimismus, der nüchtern abwägt, auch Rückschläge einkalkuliert, aber ein Optimismus in der Sache, falls es gelingt, über die Stahlkontore die angestrebte Rationalisierung zu verwirklichen. Harte Entscheidungen werden nicht ausbleiben. Ihre menschlichen Folgen beschäftigen Dr. Risser tief. Es ist kein Zufall, daß in dem halbstündigen Gespräch immer wieder menschliche Probleme in den Mittelpunkt rücken. Zu sehr ist er selbst durch die gro-

ße Arbeitslosigkeit der Zwanzigerjahre mit ihren menschlichen Auswirkungen konfrontiert worden. Er wird alles tun, um notwendig werdenden Härten die Spitze zu nehmen. Man spürt diesen Willen unmittelbar, wie man seine anteilnehmende Menschlichkeit hinter allen betrieblichen und wirtschaftlichen Fragen spürt.

Dr. Risser lacht gern, das schafft eine entspannte, verbindende Atmosphäre, sicher ein Vorteil bei vielen langwierigen und zä-

hen Verhandlungen. Daß sein Lachen die eigene Zähigkeit nicht mindert, dürfte sicher sein. Wer mit 60 Jahren noch dem Skilaufen treu geblieben ist und im Sommer gerne und ausdauernd schwimmt, hat auch die Kraft, schwierige Verhandlungssituationen zu bestehen, und daran dürfte es in der Vergangenheit nicht gemangelt haben, wie es in der Zukunft nicht daran mangeln wird. Wünschen wir ihm guten Erfolg für seine verantwortungsvollen Aufgaben!

Vollbeschäftigung = Inflation?

Preisstabilität = Arbeitslosigkeit?

Selbstverständlich gibt es Interessenten für den Wirtschaftsteil einer Zeitung, aber ihre Zahl ist klein verglichen mit der Anzahl der Zeitungsleser überhaupt. Für die meisten ist der Wirtschaftsteil eine Geheimwissenschaft, man scheut sich, in sie einzudringen. Dabei ist es gar nicht so schwer, und sicher sind es nicht die unwichtigsten Nachrichten, die dort zusammengezogen sind. Einige Fachausdrücke gehören allerdings dazu, aber es sind im Grunde genommen nur wenige, die ausreichen, um das wirtschaftliche Geschehen auch für Laien verständlich zu machen.

Was hier in bezug auf die Tageszeitungen vermerkt wurde, gilt natürlich auch für Werkszeitschriften. Nur sollten in ihrem Fall aus der engen Bindung zum Unternehmen und der unmittelbaren Betroffenheit der Mitarbeiter Fragen der Wirtschaft eigentlich mehr Beachtung finden. Da ist z. B. ein Thema, das zur Zeit besonders aktuell ist, die gestiegene Arbeitslosenzahl. Gibt es wirtschaftliche Maßnahmen, um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, wenn man die Preisstabilität erhalten will, oder führt Vollbeschäftigung zwangsläufig zur Inflation? Hören wir dazu die Meinung eines unserer Volkswirtschaftler, der sich bemüht, Fachausdrücke weitgehend zu vermeiden.

Dankmar Kockel: Marktforschung

Es ist das vierte Mal in der Nachkriegszeit, daß sich die deutsche Stahlindustrie in wirtschaftlichen Schwierigkeiten befindet; aber es ist das erste Mal, daß sie diese Schwierigkeiten mit der Gesamtwirtschaft teilt. Nun handelt es sich hierbei gewiß nicht um eine Krise — Krisen sehen anders aus! Aber unbestreitbar und für jedermann offensichtlich endet in diesen Monaten die Zeit der Nachkriegsprosperität. Werden die nächsten Jahr-

Was hat es mit der Diskont-Senkung auf sich?

Was eine Diskothek ist (mit Schallplatten-Jockey) weiß heute so ziemlich jeder, auch der Discount-Laden dürfte allgemein bekannt sein, aber um was es sich bei dem Diskont handelt, von dessen Senkung in den letzten Wochen in Zeitungen und Rundfunksendungen so oft die Rede war, ob das auch allgemein bekannt ist? Wahrscheinlich nicht. Wir wollen versuchen, es an einem Beispiel klarzumachen.

Nehmen wir an, Kollege A besitzt einen Perserteppich, den er, weil er Geld braucht, verkaufen will. Kollege B möchte ihn für seine Silberne Hochzeit im nächsten Monat kaufen, hat aber nicht flüssiges Geld genug, um ihn bar bezahlen zu können. Da er in fester Stellung ist, erklärt sich A bereit, ihm den Teppich gegen „Wechsel“ zu geben, mit denen B sich verpflichtet, zu einem bestimmten Zeitpunkt — bei Fälligerwerden des jeweiligen Wechsels — eine bestimmte Summe zu zahlen, bis die Gesamtschuld beglichen ist. Gut, dem Kollegen B ist geholfen, er hat ein schönes Geschenk für seine Silberne Hochzeit. Wie ist es aber mit dem Kollegen A? Er müßte wegen der vielen Raten recht lange warten, bis er den Gesamtbetrag in barem Gelde erhalten hätte. Auch ihm kann geholfen werden. Er kann das Geld sofort bekommen, wenn er die Hilfe einer Bank in Anspruch nimmt. Wenn Kollege B der Bank sicher erscheint, kauft sie dem Kollegen A die Wechsel ab. Sie „diskontiert“, so heißt das in der Fachsprache, die Wechsel. Das tut sie natürlich nicht umsonst. Sie verlangt vom Kollegen A „Diskontspesen“, die vom Gesamtbetrag abgezogen werden. Er erhält also nicht die Gesamtsumme, für die er den Teppich verkauft hat, sondern die um den Diskont verminderte Summe. Man könnte auch sagen, die Bank verlangt Zinsen dafür, daß sie das Geld vorschießt. Ob der Zinssatz höher oder niedriger ist, spürt Kollege A natürlich an seinem Geldbeutel.

Nun haben aber Banken nicht immer Bargeldreserven genug, um derartige Wechsel aufkaufen zu können. Auch Banken müssen sich gelegentlich Geld leihen. Jetzt tritt die Bundesbank auf den Plan. Ihr kann die Bank die Wechsel, die bei ihr lagern, zum Kauf anbieten. Kauft die Bundesbank diese Wechsel, nennt man das „Rediskontieren“. Der Spesensatz, den sie dafür von der Bank nimmt (die Zinsen), ist der Diskont, um dessen Senkung es in jüngster Zeit ging. Die Bundesbank nimmt in Zukunft von den Banken nicht mehr 5%, sondern nur noch 4½%. Das Geld wird also für die Banken billiger. Irgendwann werden sie die Verbilligung an die Kunden weitergeben. Dann wird es wieder leichter sein, Geld zu leihen, um notwendige Investitionen durchzuführen; denn der Teppichverkauf war nur ein Beispiel. Im Großen geht es darum, daß durch billigeres Geld die Konjunktur wieder belebt werden kann.

zehnte wieder jenes Auf und Ab, jenen Wechsel zwischen Konjunktur und Krise bringen, der den Hochkapitalismus des 19. Jahrhunderts kennzeichnete?

Bundesbank gegen Inflation

Die Wirtschaftslage der Bundesrepublik zu Beginn des Jahres 1967 wird von den maßgebenden Wirtschaftspolitikern ganz unterschiedlich beurteilt. Auf der einen Seite steht die Bundesbank, die nur sehr vorsichtig die Bremsen lockern will. Sie und die Verteidiger ihrer Politik auf den Lehrstühlen und in den Redaktionen betrachten die gegenwärtige Situation als Folge einer falschen Konzeption in der bisherigen Wirtschaftspolitik, die den Sozialkonsum zu Lasten der Ausgaben etwa für den Wohnungsbau und Straßenbau sowie für Bildung (Sozialinvestitionen) zu sehr bevorzugt habe. Die jahrelange Kassenschwemme bei der öffentlichen Hand und der Druck wählerstarker Interessengruppen habe eine Entwicklung begünstigt, die für 1967 zu einem Haushaltsdefizit von über 3,6 Mrd. DM geführt habe. Außerdem wird in diesen Kreisen auf die Höhe der Investitionen in der privaten Wirtschaft verwiesen, die 1964 um 14,5% und 1965 um 9,4% über denen des jeweiligen Vorjahres lagen. Selbst bei einer neutralen Finanzpolitik müsse eine so hohe Zuwachsrate zu Überforderungen der Kapazitäten und zu Preissteigerungen führen. Beide Entwicklungen, die der öffentlichen Hand und die der privaten Wirtschaft, hätten die völlige Austrocknung des Kapitalmarktes 1965 und 1966 und damit erhebliche Zinssteigerungen verursacht. Vor allem unter diesen Gesichtspunkten schätzt die Bundesbank auch heute noch die Gefahr der Inflation höher ein als diejenige der Unterbeschäftigung.

Regierung, Gewerkschaften, Industrie gegen Unterbeschäftigung Dieser Meinung steht die heute nahezu einheitliche Ansicht von Regierung, Industrie und Gewerkschaften gegenüber, die angesichts sinkender Produktion, sinkender Umsätze und sinkender Gewinne, angesichts von Kurzarbeit und Entlassungen eine wesentliche Lockerung der Kreditpolitik der Bundesbank fordern.

Inzwischen ist eine Diskontsenkung um $\frac{1}{2}\%$ erfolgt. Es erscheint fraglich, ob sie kurzfristig zu einer Steigerung der Nachfrage nach Krediten führt. Bereits heute wird der Liquiditätsspielraum der Banken als ausreichend angesehen. Auch muß ein geringes Sinken der Zinssätze nicht zwangsläufig zu erhöhten Investitionen führen, von denen unsere künftige realen Lohnsteigerungen ebenso abhängen wie von den Investitionen des Staates, etwa Bildungsplanung und Forschung.

Ist Vollbeschäftigung und Preisstabilität möglich?

Aber lassen wir diesen langfristigen Aspekt beiseite und wenden wir uns wieder unserem eigentlichen Thema zu. Was uns interessiert, ist die Frage, ob die Unverträglichkeit von Vollbeschäftigung und Preisstabilität ein Wesensmerkmal der Wirtschaftsordnung der westlichen Welt ist oder ob es vielleicht die Schwäche einer aktuellen Wirtschaftspolitik ist, die das gleichgewichtige Wachstum der Wirtschaft verhindert.

Bei der Beantwortung dieser Frage sind die Verhältnisse in den USA von Interesse; denn die USA sind nicht nur das am höchsten entwickelte kapitalistische Land, das Land mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen, sie sind auch das Land, in dem wirtschaftswissenschaftliche Grundprobleme in der Öffentlichkeit am härtesten diskutiert werden und in dem die moderne Wirtschaftstheorie einen direkten Einfluß auf die Wirtschaftspolitik hat. In den folgenden Ausführungen sollen daher, wo es angängig ist, die Verhältnisse in den USA zum Vergleich herangezogen werden.

In der Volkswirtschaftslehre wird eine Unterbeschäftigung (Arbeitslosigkeit) von 3% der Vollbeschäftigung gleichgesetzt. Bei 22 Millionen unselbständig Beschäftigten in der BRD würden demnach rund 700 000 tatsächliche Arbeitslose noch Vollbeschäftigung bedeuten. In den USA betrug die Rate der Unterbeschäftigung im November 1966 — nach einer 5jährigen, beispiellosen Aufwärtsentwicklung — immerhin noch 3,7%!

An Geldentwertung gewöhnt?

Die Wirtschaftsentwicklung nahezu aller kapitalistischen Staaten in diesem Jahrhundert ist mit einer Geldentwertung von ein paar Prozent einhergegangen. Dieser inflationäre Prozeß hat eine unheimliche Wirkung auf die langfristigen Erwartungen der Leute — und wenig Dinge sind in der Wirtschaft wichtiger als die Erwartungen der Leute. Diese glauben im allgemeinen, daß das Realeinkommen (das, was man für das Geld kaufen kann) notwendigerweise mit der Erhöhung des Nominaleinkommens (das, was man als Lohn oder Gehalt erhält) steigen muß. Aus diesem Grunde kalkulieren die Gewerkschaften, gut instruiert durch fähige Wirtschaftswissenschaftler, die zukünftige Inflationsrate in ihre Forderungen ein, setzen Geschäftsleute die Preise für ihre Produkte entsprechend fest und investieren Unternehmen mit dem Gedanken, daß die Schulden der Gegenwart in der Zukunft wegen der zwangsläufig inflationären Entwicklung real geringer werden. Wenn wir die Dinge nicht besser in den Griff bekommen, muß der Preis der Vollbeschäftigung mehr und mehr die Inflation sein.

Die Meinung der Volkswirtschaftler

Seit 150 Jahren haben sich die Menschen Gedanken über die Abhängigkeit dieser beiden ökonomischen Größen gemacht. Dabei haben sich zwei gegensätzliche Meinungen herausgebildet, die bis heute im Streit miteinander liegen. Wir kommen nicht umhin, hier einige Namen und Begriffe aus der Volkswirtschaftslehre zu nennen, aber keine Angst, wir werden uns auf das Notwendigste beschränken.



Die einen: Patient gesund

Die eine Richtung, die wir die „neo-klassische“ nennen wollen (sie geht auf den Begründer der sogenannten klassischen Volkswirtschaftslehre, den Engländer Adam Smith, zurück, der schon im 18. Jahrhundert Freiheit und Wettbewerb für die Wirtschaft forderte) ist der Ansicht: Im Grunde genommen ist der Patient gesund. Der beste Weg ist, ihn so viel wie möglich allein zu lassen und ihm nur mit einer Politik zu helfen,

die seine eingebaute Widerstandsfähigkeit stärkt.

Die anderen: Patient instabil

Die andere Richtung geht ebenfalls auf die Wirtschaftslehre eines Engländers zurück, J. M. Keynes, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte. Die heutigen Verfechter seiner Lehre — wir wollen sie die „Neo-Keynesianer“ nennen — glauben, daß der Patient im Innern instabil ist und daß er dauernd entweder sorgfältig angeheizt oder abgekühlt werden muß, und zwar durch ein ganzes Arsenal von Regierungsmaßnahmen.

Zuerst Kampf gegen Arbeitslosigkeit (Neo-Keynesianer)

Mit Blickrichtung auf die Beziehung zwischen wirtschaftlichem Wachstum und Stabilität des Preisniveaus gilt bei den „Neo-Keynesianern“ folgender theoretischer Ansatz: Investitions- und Sparrate bestimmen die Wachstumsrate des realen Sozialprodukts, das ist die Summe der erzeugten Güter und Dienstleistungen. Damit das Preisniveau konstant bleibt, muß der Geldbetrag, der für die Nachfrage zur Verfügung steht (nominelle Nachfrage), mit derselben Rate wachsen wie das reale Güterangebot bei gegebener Auslastung der Anlagen, die die Güter produzieren.

Die „Neo-Keynesianer“ beherrschen neuerdings die US-Wirtschaftspolitik. Ihr Ziel ist es, die Arbeitslosigkeit einzuschränken. Sie wünschen keine Inflation, aber sie denken auch nicht daran, das Geldangebot zu beschränken (das Geldangebot in den USA stieg in den letzten Jahren vor allem durch die Geldschöpfung der Regierung, die ihre Haushaltslücke dadurch finanzierte, daß sie Schuldscheine an die Notenbank gab und dafür Geld erhielt). Wenn sie sich mit der Inflation auseinandersetzen wollen, müssen sie direkt oder indirekt die Macht der beteiligten Wirtschaftsgruppen reduzieren. Mit anderen Worten: Die Regierung muß Einfluß auf Löhne und Preise nehmen, wie es in letzter Zeit in England geschehen ist.

Zuerst Geldangebot kontrollieren (Neo-Klassiker)

Die „neo-klassische“ Schule dagegen will das Geldangebot kontrollieren, um damit der Gefahr einer Inflation zu begegnen. Sie sieht in der Inflation zunächst ein reines

Geldphänomen. Ihre Vertreter sagen: Überall und stets wurde die Inflation ermöglicht, wenn nicht direkt verursacht, durch eine Erhöhung der Geldmenge. Wenn das Geldangebot wesentlich schneller steigt als die Produktion von Gütern und Diensten, so muß und wird der Geldwert fallen. Lediglich die Höhe der Rate, in der das Geldangebot kontrolliert wachsen sollte, ist ein Streitpunkt im „neo-klassischen“ Lager. Die meisten empfehlen, daß die Notenbank das Geldangebot der wirtschaftlichen Entwicklung anpassen sollte. Andere glauben, daß der Notenbank zu viele Fehler unterlaufen würden. Deshalb solle das Geldangebot mit einer festen Rate ausgedehnt werden, die u. a. das Wachstum der Wirtschaft und die reduzierte Umlaufgeschwindigkeit des Geldes (die Leute neigen dazu, mehr Geld in der Kasse zu halten, wenn sie reicher werden) berücksichtige. Viele „Neo-Klassiker“ glauben, daß die Rolle der Gewerkschaften bei der Verursachung der Inflation oft übertrieben dargestellt werde. Wenigstens bis die Inflation die Reallöhne gesenkt habe (wie sie es letztes in den USA getan hat), sei ein echter Lohnkostendruck selten.

Die große Frage an die „Neo-Klassiker“ bleibt die Frage nach der Arbeitslosigkeit. Angenommen, daß eine kluge Geldpolitik die Inflation dadurch abwenden kann, daß sie die Nachfrage stabil (also in Grenzen) hält, wie aber ist die Arbeitslosigkeit abzuwenden? Bis zu einem gewissen Grad wollen die „Neo-Klassiker“ das auch gar nicht. Sie argumentieren: Wegen der gesetzlichen Starrheiten in der Wirtschaft — wie Tarife, Mindestlöhne, Mindestbedingungen für öffentlich vergebene Arbeiten etc. — ist eine gewisse Arbeitslosigkeit unvermeidbar.

Vollbeschäftigung und Preisstabilität kaum möglich

Um auf die Frage zurückzukommen, die unsere Überschrift bildet, müssen wir nach dem bisher Gesagten feststellen, daß die in naher Zukunft von der Regierung, der Notenbank und der Wirtschaft zu lösenden Aufgaben sehr schwierig sind. Die Vereinigten Staaten wie auch die Bundesrepublik können nicht beides haben, Vollbeschäftigung und Preisstabilität. Soweit wir bis jetzt sehen können, ist Vollbeschäftigung nur um den Preis der Geldentwertung zu erreichen, während Geldstabilität nur um den Preis einer gewissen Arbeitslosigkeit zu erkaufen ist. Es ist eine verzwickte Aufgabe der Finanz- und Geldpolitik, hier die Grenze zwischen zwei Alternativen zu ziehen und ihre Überzeugungen und Ideale mit der politischen Realität der Entwicklung in Übereinstimmung zu bringen.

Ein Straßenbild des Wohlstandes. — Ist es in Zukunft gefährdet?

Versöhnung besonders nötig

Bundestagsabgeordneter Helmut Schmidt, Hamburg, sprach auf der Jugendweihnachtsfeier

„Wenn in einem Saal voll brennender Kerzen ein Politiker etwas zur Weihnachtsbotschaft sagen soll, muß er das als Politiker tun, nicht wie ein Geistlicher. Und ich will als Politiker über die Frage sprechen, was bedeutet die Weihnachtsbotschaft in unserer Zeit, was bedeutet die Weihnachtsbotschaft, deren Kern das Gebot des Friedens und der Versöhnung ist, für die Politik bei uns in Deutschland“, so begann Helmut Schmidt seine Ansprache in der bis auf den letzten Platz besetzten Königsburg, als am 17. Dezember die Lehrlinge aller unserer Werke mit ihren Ausbildern, den leitenden Herren des Unternehmens und Vertretern der Öffentlichkeit zusammengekommen waren, um zum 16. Male die gemeinsame DEW-Jugendweihnachtsfeier durchzuführen.

Daß Bundestagsabgeordneter Helmut Schmidt trotz der in den letzten Wochen des alten Jahres besonders hohen Belastungen (Verhandlungen um die Regierungsneubildung) zu uns gekommen war, verdient Dank und Anerkennung. Die Worte und Gedanken, die er vor den jungen Mitarbeitern der DEW entwickelte, waren getragen von hohem Verantwortungsbewußtsein, aber auch von der persönlichen Hingabe an das Thema Versöhnung, das er in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte.

Ob er von der zeitgebundenen politischen Situation in der Bundesrepublik sprach, von den Grundanliegen der deutschen Außenpolitik oder über die Praxis des Zusammenlebens und Zusammenwirkens in der Demokratie und ihrer Gesellschaft, seine Worte waren überzeugend, und die jungen Zuhörer standen von Anfang bis Ende in ihrem Bann. Klar, faßlich und mit lebensnahen Beispielen entwickelte er seine Gedanken.

Hier nun einige wörtliche Auszüge aus der Rede:

„Mir scheint, daß der Händedruck zwischen dem neuen Bundeskanzler Kurt Kiesinger und seinem Stellvertreter Willy Brandt, auch wenn diese Regierung wirklich nur einige Jahre dauert, ein neues Kapitel in der deutschen Geschichte einleitet.



Willy Brandt, mit dem ich seit vielen Jahren sehr herzlich befreundet bin, hat einmal in einer großen Rede gesagt: Unser Volk muß lernen, sich mit sich selbst auszusöhnen. Und ich glaube, daß das, was jetzt in Bonn geschehen ist, ein Schritt des Sich-Versöhnens ist . . .

In dieser Regierung sitzen eine Frau und viele Männer aus allen möglichen, denkbaren Lebenswegen, die wir Deutschen im Laufe der letzten Generation gegangen sind. Sie wollen gemeinsam etwas zustande bringen. Mich ermutigt das sehr.

Es wird auch wieder Auseinandersetzungen geben, das ist so im menschlichen Leben. Aber daß man es auch einmal erlebt, daß man sich miteinander vertragen kann — auch wenn man noch so verschiedener Meinung ist —, daß man sich später daran erinnern kann, daß es auch so geht, ich glaube, das ist ungeheuer wichtig . . .

In der Regierungserklärung, die der Bundeskanzler verlesen hat, ist etwas — wie mir scheint — im Zusammenhang mit der Weihnachtsbotschaft sehr Wichtiges gesagt worden. Nachdem er über Finanzen und Wirtschaft, die uns in diesem Winter sehr große Sorgen machen, zur deutschen Außenpolitik kam, hat er gesagt: Der Wille zum Frieden

und zur Verständigung ist das Grundanliegen unserer Außenpolitik. Kiesinger hat sogar gesagt: Das erste Wort dieser Regierung zur Außenpolitik ist der Wille zum Frieden. Das finde ich großartig, daß man sich zusammenfindet und sagt, unser allererstes Wort, was wir unserem eigenen Volk und seinem Parlament und der Welt draußen zu sagen haben, ist der Frieden. Denn wir haben das nötig, wir Deutschen, uns nicht nur in Feierstunden zum Frieden zu bekennen, sondern es auch in unserer alltäglichen Politik praktisch zu tun.“

Nachdem Helmut Schmidt von einer Reise erzählt hatte, die ihn mit seiner Familie im letzten Sommer in drei Länder des Ostblocks führte, und von den Eindrücken, die er dort gewinnen konnte, hob er als einen der wichtigsten Eindrücke den auch dort vorhandenen Wunsch nach Aussöhnung hervor. Er wies dabei auf eine Untersuchung hin, bei der in Deutschland die Umfrage — „Wer ist für Versöhnung mit der Sowjetunion?“ — von 85 Prozent der Befragten positiv beantwortet wurde, und meinte, daß nach seinen Erfahrungen auch in den Ländern des Ostens dieselbe Prozentzahl Menschen für Versöhnung mit unserem Volk sei. Wörtlich fuhr er fort:

„Wenn wir ganz praktisch und real das deutsche Volk wieder zusammenbringen wollen, ein gemeinsames Haus mit einem gemeinsamen Dach, dann bringen wir das nur fertig, wenn wir uns auch mit den Nachbarn im Osten verständigen und versöhnen, wenn die Menschen dort glauben können, daß der Friede mit uns dauerhaft bleibt.

Selbst dann wird es noch sehr, sehr schwer sein. Man wird Verträge brauchen über Abrüstung, Verträge, daß man sich gegenseitig nicht angreift. Die Politik der Kriegsverhinderung ist schwierig und kompliziert. Sie muß auf psychologische Vorstellungen in den Gehirnen der Staatsmänner dieser Regierungen, auf die Gefühle der Völker und auf die Art und Weise, wie die Zeitungen dieser Völker die Gefühle auszudrücken oder zu verfälschen trachten, Rücksicht nehmen, aber auch auf den Ehrgeiz der Poli-

ker in anderen Ländern. Das ist eine komplizierte Kunst.

Wir können dabei nicht alle mitwirken, aber wir können und müssen den Leuten, die uns regieren, sagen, daß wir die Aussöhnung verlangen. Es ist nämlich nicht so, daß bloß die Regierungen verantwortlich sind für das, was in einem Land geschieht. Das Volk, das regiert wird, ist genauso dafür verantwortlich.

Auch die Weihnachtsbotschaft nimmt niemandem von uns ab, daß er sich immer wieder entscheiden muß. Die Entscheidung gehört in den Bereich des Zusammenlebens von Bürgern in einer demokratischen Volksgemeinschaft. Das Evangelium sagt nur, daß wir versuchen sollen, im Geist der Liebe, in die Alltagssprache übersetzt: im Geist der Nachbarschaft, der Kameradschaft miteinander auszukommen . . .

Bereich zu Hause, ob im Betrieb oder Verein, in der Gewerkschaft oder in der Politik, wer die Formung der Gesellschaft nur den anderen überläßt, der handelt dem Wohl des Ganzen zuwider und muß damit rechnen, daß eines Tages auch sein eigener Friede aufs Spiel gesetzt und in Gefahr geraten könnte . . .

Es soll Frieden sein auf Erden, so wird in der Weihnachtsbotschaft gesagt. Der Schöp-



Der erste Blick gehört den Geschenken



Dr. Birrenbach

Dr. Spethmann

Helmut Schmidt

Überall muß denen, die regieren, aber auch den Abgeordneten, den Politikern, den Journalisten, den Chefs in den Betrieben und den Lehrern in der Schule der Wille zur Verständigung ans Herz gelegt werden.

So selbstverständlich ist das gar nicht. Es ist mindestens ebenso verständlich, daß es in unserem Volk wie auch in allen anderen Völkern immer wieder Leute gibt, die statt Verständigung den nationalistischen Egoismus predigen, daß es Leute gibt, die sich einbilden, der Egoismus des eigenen Volkes hätte ganz oben zu stehen. Da muß man aufpassen, da muß man auch schon aufpassen, wenn man 15 Jahre alt ist oder 16 oder 17. Das ist nämlich nicht nur eine Sache, die sich bei Wahlen entscheidet, sondern die sich überall dort entscheidet, wo junge Menschen miteinander reden, in der Schule, im Betrieb, bei der Bundeswehr, ja, selbst in jedem Fußballklub.

Die Forderung des Weihnachtsevangeliiums nach Versöhnung und Frieden ist eine Forderung, die sich sowohl an die Politiker richtet und an ihre Politik nach innen und außen als auch an jeden Menschen, der sich bewußt ist, daß er als Bürger für das Schicksal seines Volkes mitverantwortlich ist . . .

Das deutsche Volk besteht aus Christen, aus Juden und Freidenkern, und wir alle müssen miteinander in Frieden und Gemeinschaftlichkeit leben wollen. Wir können es nur, wenn wir alle von der geschichtlichen Tatsache ausgehen, daß wir eben verschiedene Grundüberzeugungen haben, an verschiedene Grundglaubenswahrheiten glauben . . .

Wir haben heute eine Verfassung in Deutschland, in der jeder ein ziemlich hohes Maß von Freiheit genießt, von freier Betätigung, für die er selbst verantwortlich ist. Das darf aber nicht dazu führen, daß wir den Raum, den wir haben, für uns ausnutzen, soweit wie es irgend geht — ohne Rücksicht auf die anderen, ohne Rücksicht auf das Ganze. Im Gegenteil! Wir haben die Verpflichtung, auf das Ganze zu achten, die Grenzen zu sehen, die unserem Eigennutz gezogen sind, damit das Ganze heil bleibt.

Bürger einer freien Gemeinschaft zu sein, das umschließt Freiheiten und Pflichten gleichermaßen. Wenn einer nur passiv bleibt und das hinnimmt, was die anderen tun oder sich nur um sein eigenes Wohl kümmert, wer die Formung dieser Gesellschaft, wo immer sie stattfindet, ob im persönlichen

fer hat uns die Möglichkeit zum Frieden, zur Versöhnung gegeben. Christus hat uns gelehrt, daß wir diese Möglichkeit ausnutzen, daß wir unseren Nächsten, ja, unsere Feinde lieben sollen. Das ist ein sehr schwieriges, eigentlich unerfüllbares Gebot.

Man kann immer nur bisweilen dazu gestoßen werden, daß man es eigentlich soll, und manchmal gelingt einem, ein ganz klein wenig davon zu erfüllen. Das wird immer so bleiben. Es wird immer Streit geben, Auseinandersetzungen, es wird Streiks geben, Aufmärsche und Demonstrationen, und im Bundestag werden wir uns immer wieder einmal am liebsten die Köpfe einschlagen, weil wir aufeinander wütend sind. Das wird immer so sein. Aber dafür feiern wir Advent und Weihnachten: damit wir uns an das Gebot des Friedens und der Versöhnung erinnern.

Wir Deutschen, meine lieben jungen Freunde, haben Versöhnung besonders nötig — bei uns selbst im eigenen Volk und mit unseren früheren Feinden, ob sie unsere westlichen oder östlichen Nachbarn sind. Wir Deutschen haben Versöhnung besonders nötig."

KEIN GELD VERSCHENKEN

Lohnsteuer-Jahresausgleich 1966

Fortsetzung

Die dicksten Fische aus dem Werbungskosten-Teich haben wir schon im letzten Heft geangelt. Aber wir sind bei weitem nicht am Ende. Auch viele mittlere und kleine Fische ergeben eine kräftige Mahlzeit.

Es geht also weiter.

Sie erinnern sich: Werbungskosten sind alle Ausgaben, die Sie im Zusammenhang mit Ihrem Beruf machen. Manche Kosten kann man jedoch nicht ganz eindeutig von den Privatausgaben abgrenzen. Im Zweifelsfall neigt das Finanzamt dann dazu, Ihnen die aufgeschriebenen Ausgaben zu streichen. Besonders deutlich wird dieses Problem bei den Kosten für

Arbeitskleidung

Typische Arbeitskleidung zählt zu den Werbungskosten. Als typische Berufskleidung gelten: Blaue Anzüge, Overalls, graue Arbeitsmäntel, weiße Kittel, Schürzen, Holzlatschen, Gummistiefel, Sicherheitsschuhe, Schutzhelme. Was dürfen Sie aufschreiben? Alle Ausgaben für den Kauf und die Erhaltung solcher Kleidung.

Nun kommt freilich ein Haken: Das Finanzamt möchte Belege sehen. Quittungen von den Einkäufen haben Sie vielleicht noch. Waschen und Stopfen? Das macht Ihre Frau.



Belege dafür existieren nicht. Zudem steht auf den Kaufquittungen schlicht das Wort „Arbeitskleidung“. Wenn Sie damit aufs Finanzamt kommen, lacht Sie der Beamte aus: „Was glauben Sie, welche schönen Sachen schon als »Arbeitskleidung« verkauft wurden.“

Was jetzt? Beachten Sie zwei Punkte:

1. Lassen Sie sich in Zukunft bei jedem Kauf von Berufskleidung genau auf die Quittung schreiben, was es war. Zum Beispiel: „1 Paar Arbeitsstiefel mit Sicherheits-Stahlkappe.“ Oder: „1 blauer Berufskittel.“ So nämlich hätte es der Beamte gern.

2. Was tun, wenn Sie keine Belege mehr haben? Dann gilt: Das Finanzamt darf nicht einfach ablehnen. Es hat Ihre Ausgaben zu schätzen. Dafür sollten Sie aber dem Amt möglichst genaue Anhaltspunkte geben.

Reinigungsmittel

Vielleicht haben Sie eine besonders schmutzige Arbeit. Dann ist doch sicherlich auch Ihr häuslicher Seifenverbrauch enorm. Bitte, das sind ebenfalls Werbungskosten. Sie können beispielsweise notieren:

Wegen besonders schmutziger Arbeit als Monteur (Öl, Ruß) habe ich einen sehr hohen Verbrauch an Reinigungsmitteln gehabt:

10 Doppelstücke Kernseife à —,80	DM 8,—
4 Dosen Handwaschpaste à 3,—	DM 12,—
Reinigungsmittel-Mehrverbrauch	DM 20,—

Schreiben Sie nicht nur „Reinigungsmittel 20 Mark“. Das streicht das Finanzamt. Erst durch das Aufschlüsseln werden Ihre Angaben glaubwürdig.

Fachliteratur und Werkzeuge

Wer Geld verdient, braucht Handwerkszeug. Arbeitsmittel wie Fachzeitschriften, Bücher, Reißbrett, Schreibmaschine, Diktiergerät, Rechenschieber, Zeichenpapier usw. können Werbungskosten sein.



Vergessen Sie dabei das Wörtchen „können“ nicht. Hier kommt es maßgeblich darauf an, welchen Beruf Sie haben. Der Normalverbraucher zum Beispiel darf kein Kochbuch als Werbungskosten aufschreiben. Bei einem Koch aber sieht die Sache schon ganz anders aus. Für ihn ist ein Kochbuch Fachliteratur.

Wenn Sie Ihre Zeitschriften- und Bücherkäufe des vergangenen Jahres unter diesem Blickwinkel durchgehen, werden Sie selbst schnell wissen, was davon als Fachliteratur gelten kann. Ebenso ist es mit Werkzeugen und sonstigem Arbeitsmaterial.

Grenzfälle

Bis jetzt war es einfach. Aber es gibt auch ein paar schwierige Grenzfälle.

Grenzfall 1: Allgemeinbildende Bücher. Den Großen Brockhaus bekommt niemand anerkannt, hat der Bundesfinanzhof entschieden. Das gilt aber nicht für Fachlexika. Ein Wirtschaftslexikon müßte anerkannt werden, wenn es für Ihren Beruf (als Kaufmännischer Angestellter, Mitarbeiter der Presseabteilung oder auch als Betriebsrat) nützlich ist. Exportkaufleute können Fremdsprachen-Wörterbücher aufschreiben. Ähnliches gilt für andere fachliche Nachschlagewerke.

Grenzfall 2: Die Schreibmaschine. Sie wird nicht ohne weiteres anerkannt, weil damit heutzutage auch Privatbriefe geschrieben werden. Leitende Angestellte und die Mitarbeiter im Außendienst haben am ehesten die Möglichkeit, die berufliche Nutzung nachzuweisen, besonders bei Reiseschreibmaschinen. Das Finanzamt wird aber von den Gesamtkosten meist nur 75 oder 80 Prozent gelten lassen. Der Rest, so heißt es dann, entspricht dem privaten Nutzungsanteil.

Grenzfall 3: Der Führerschein. Wenn er Voraussetzung für Ihre Berufsausübung ist oder wenn er das Fortkommen in Ihrem Beruf erleichtert, dürfen Sie die Kosten der Fahrerlaubnis geltend machen. Die Kosten des Führerscheins werden nicht anerkannt, wenn Sie nur privat durch die Gegend fahren oder Ihr Auto nur für den Arbeitsweg benutzen.

BLICK NACH DRAUSSEN

Kurzmeldungen

Wirtschaft · Technik · Soziales

ATH zahlt 8% Dividende

Der Aufsichtsrat der August Thyssen-Hütte AG hat in seiner Sitzung vom 27. Januar den Jahresabschluß zum 30. 9. 1966 festgestellt.

Der Jahresabschluß der ATH weist für das Geschäftsjahr 1965/66 einen Reingewinn von 60,5 Mill. DM gegenüber 83,2 Mill. DM im Vorjahr aus. Dementsprechend wird der Hauptversammlung, die am 20. April in Duisburg stattfinden soll, die Ausschüttung einer Dividende von 8% auf das unveränderte gewinnberechtigte Grundkapital von 756 Mill. DM vorgeschlagen.

Anstelle von Professor Dr. Karl Schiller, der sein Aufsichtsratsmandat nach Berufung in die Bundesregierung niedergelegt hat, ist die Zuwahl von Ministerpräsident Heinz Kühn in den Aufsichtsrat der ATH vorgesehen.

Hoher Überschuß

Die deutsche Wirtschaft erzielte im vergangenen Jahr den höchsten Ausfuhrüberschuß seit 1961. Bei Exporten in Höhe von 80,6 Mrd. DM und Importen von 72,7 Mrd. DM ergab sich ein Handelsbilanzüberschuß von 7,9 Mrd. DM (1965: 1,2 Mrd. DM).

Für über 5 Millionen 40-Stunden-Woche

Mit Beginn dieses Jahres ist die 40-Stunden-Woche für 5 328 100 Beschäftigte zur tariflichen Wochenarbeitszeit geworden.

Sie ist damit in der Grundstoff- und Produktionsgüterindustrie für 308 600 Beschäftigte, in der allgemeinen Metallindustrie für 3 968 700 Beschäftigte und in weiteren Industrien (Verbrauchsgüterindustrie, Nahrungs- und Genussmittelindustrie, Handwerk) für 1 050 800 Beschäftigte in Kraft.

Der DGB und die Ostblock-Staaten

von Ludwig Rosenberg

Im November 1966 hat eine Delegation des DGB die Sowjetunion besucht und dabei auch Kontakte zu den sowjetischen Gewerkschaften aufgenommen. Bereits vorher hatten einige DGB-Gewerkschaften Informationsreisen in Ostblock-Länder unternommen und bei dieser Gelegenheit Gespräche mit den Gewerkschaften dieser Staaten geführt. Gegenbesuche, die ebenfalls der Information dienen, sind und werden in den kommenden Monaten und Jahren stattfinden.

Die Tatsache, daß die Spaltung Deutschlands nur mit Zustimmung der Länder des Ostblocks überwunden werden kann, das besondere Mißtrauen, das in diesen Ländern gegenüber dem deutschen Volke als Folge des Hitler-Krieges besteht, die Gedenkstätten in diesen Ländern, die an die furchtbaren Greuelaten der Nazis gegen die Angehörigen dieser Völker und des eigenen deutschen Volkes erinnern, alles das wäre Anlaß genug, um freundschaftliche Verständigung mit diesen Völkern zu suchen.

Wenn also der DGB und seine Gewerkschaften durch Informationsreisen in die Ostblockstaaten — und nicht in die „DDR“ — versuchen, durch gegenseitige Information und Kontakt zur Verständigung der Völker beizutragen, so ist das ein Unternehmen, das sowohl im Interesse des Friedens überhaupt als auch und besonders im rechtsverstandenen nationalen Interesse des geteilten Deutschland liegt, das solange ein Krisenherd in Europa und der Welt bleiben wird, wie die Frage der Teilung durch Haß und Furcht verschärft wird und unlösbar ist.

Informationen und Kontakte bedeuten, daß man Vorurteile abbaut und der Verständigung dient. Sie bedeuten nicht, daß man seine grundlegenden Überzeugungen aufgibt oder das Trennende leugnet, das die Welt freier Gewerkschaften in einer demokratischen Gesellschaft von der Welt der Staatsgewerkschaften in Diktaturen unüberbrückbar trennt.

Beschäftigung und Produktion

Die Dämpfung der Nachfrage nach Investitions- und Verbrauchsgütern ließ auch die Nachfrage nach Arbeitskräften sinken. Die Zahl der Arbeitslosen hat inzwischen eine halbe Million überschritten.

Damit übertraf sie erstmals seit Jahren wieder die Zahl der offenen Stellen. In den meisten Industriezweigen wurde die Produktion eingeschränkt. In den Investitionsgüterindustrien lag sie um 3,4%, im Maschinenbau um 3,1% und in der Bauindustrie um 4,8% unter dem Stand des Vorjahresmonats. Die Stahlindustrie schränkte ihre Produktion gegenüber Oktober 1965 um 8,6% ein.

Körperbehinderte nicht betroffen

Das Steueränderungsgesetz vom 23. Dezember hat eine Reihe von Verschlechterungen gebracht, die ab 1. Januar 1967 (also nicht für den Jahresausgleich 1966) wirksam werden. Erleichterungen haben allein Körperbehinderte. Die niedrige Kilometerpauschale wird für sie nicht gültig, wenn die Erwerbsminderung entweder mindestens 70% oder aber mindestens 50% bei gleichzeitiger „erheblicher“ Gehbehinderung beträgt. Wer das mit einem Attest vom Gesundheitsamt nachweisen kann, darf seine tatsächlichen Aufwendungen geltend machen.

Täglich fast 100 Unfalltote

Nahezu 100 Einwohner der Bundesrepublik sterben täglich durch Unfall. An erster Stelle stehen die Unfallgefahren des Straßenverkehrs. Aber auch im privaten Bereich ist die Zahl der tödlich Verunglückten überaus hoch. So kamen bei Unfällen in privaten Räumen 1965 fast 10 000 Menschen, vor allem Frauen und Kinder, ums Leben.

UNSER VERKAUF AUSLAND BERICHTET

Auslandsvertreter besuchten Krefeld

Zu Beginn dieses Jahres haben unsere Mitarbeiter W. Oertel (Vertretung in Argentinien) und J. Marshall (Vertretung in New York) Besprechungsbesuche bei unserem Verkauf Ausland in Krefeld durchgeführt.

Besuch aus Kenia

Im Rahmen einer von der Friedrich-Ebert-Stiftung organisierten Reise einer afrikanischen Delegation aus Kenia durch die Bundesrepublik wurde am 6. Januar als einziges deutsches Werk der eisenschaffenden Industrie unser Werk in Krefeld besichtigt. Die Delegation, die sich aus leitenden Informationsbeamten zusammensetzte, war von dem Rundgang, den unser Verkauf Ausland vorbereitet hatte, stark beeindruckt.



BLICK NACH DRINNEN

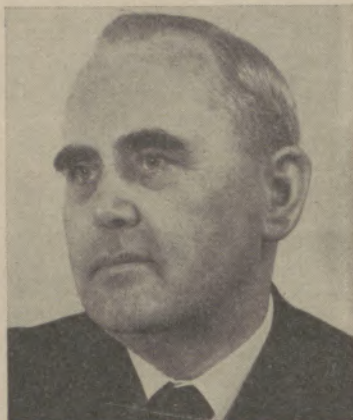


Prokurist Rolf Balthasar in den Ruhestand getreten

Ende 1966 ist Prokurist Rolf Balthasar, der Leiter der Verkaufsabteilungen „Hartmetall“ und „Werkzeuge“, in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Rolf Balthasar ist gebürtiger Aachener. Nach seiner kaufmännischen Lehre in Hagen und Korrespondententätigkeit bei verschiedenen Firmen in Dortmund und Duisburg kam er 1932 zu unserem Unternehmen nach Krefeld. 1936 wurde er Gruppenleiter im Verkauf Titanit, 1938 erhielt er Handlungsvollmacht und 1943 Prokura. Am 1. März 1952 wurde ihm innerhalb der Verkaufsdirektion Inland die Leitung der Abteilung Titanit-Fabrik mit den Sachgebieten „Hartmetall“ und „Werkzeuge“ übertragen. 1957 konnte er sein 25jähriges Dienstjubiläum feiern.

Wir wünschen ihm einen schönen Lebensabend!



Prokurist Hermann Keuenhoff trat in den Ruhestand

Der Leiter der Hauptkasse in Krefeld, Prokurist Hermann Keuenhoff, ist am 31. Dezember in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Hermann Keuenhoff, der in Oberhausen-Styrum am 24. 11. 1901 geboren wurde, machte bei der Maschinenfabrik Thyssen in Mülheim/Ruhr seine kaufmännische Lehre. Einige Jahre blieb er in der Lehrfirma, dann folgten Anstellungen in den Buchhaltungen verschiedener Firmen. 1934 begann er seine Tätigkeit bei DEW in der Buchhaltung. 1940 wurde er als Vertreter des Hauptkassierers zur Kasse versetzt, deren Leitung er 1944 übernahm. Gleichzeitig erhielt er Handlungsvollmacht. 1960 wurde ihm Prokura verliehen. Sein 25jähriges Dienstjubiläum konnte Hermann Keuenhoff 1959 feiern.

Wir wünschen auch ihm einen schönen Lebensabend!



Neuer Leiter der Hauptkasse

Zum neuen Leiter der Hauptkasse wurde ab 1. Januar 1967 unser Mitarbeiter, Hbv. Rolf Liebig, als Nachfolger von Prokurist Keuenhoff berufen.

Rolf Liebig gehört seit 1946 unserem Unternehmen an. Über die Betriebsbuchhaltung kam er schon sehr früh zur Selbstkostenabteilung. Hier wurde er 1952 Gruppenleiter. Die Leitung der Abteilung wurde ihm 1963 übertragen, ein Jahr später erhielt er Handlungsvollmacht.

Für seine neuen Aufgaben rufen wir ihm ein herzliches Glückauf zu!

Krankengeldbeginn

Das Bundessozialgericht hat am 18. März 1966 entschieden, daß eine rückwirkende ärztliche Feststellung der Arbeitsunfähigkeit eines Versicherten nicht zu einer entsprechenden Vorverlegung des Beginns des Krankengeldbezuges führen kann.

Selbst dann, wenn den Versicherten keine Schuld trifft, eine Vorverlegung des Beginns des Krankengeldbezuges also gerechtfertigt wäre, ist der Tag, an dem die Arbeitsunfähigkeit eines Versicherten ärztlich festgestellt wird, für den Beginn des Krankengeldbezuges maßgebend. Das Bundessozialgericht sagt in seiner Entscheidung eindeutig, daß der Gesetzgeber die möglichen Härten dieser Regelung gesehen und in Kauf genommen hat, weil er Unzuträglichkeiten, die sich nach der früheren Rechtslage ergeben hatten, abstellen wollte.

Wir empfehlen unseren Mitgliedern daher dringend, im Falle einer durch Krankheit bedingten Arbeitsunfähigkeit sofort den Arzt aufzusuchen, damit sie vor Krankengeldverlust bewahrt bleiben.



Neuer Verkaufsleiter für Titanit

Unserem Mitarbeiter, Hbv. Dipl.-Kfm. Klaus Dunckern, der dem Unternehmen seit 1963 als Leiter des Auf- und Ausbaues des Auslandsverkaufs Titanit-Fabrik und WZ angehört, wurde ab 1. Januar 1967 als Nachfolger von Prokurist Balthasar die Leitung des Verkaufs Titanit übertragen.

Herzlichen Glückwunsch!

Jubilärfest 1967

Die gemeinsame Jubilärfest für alle Jubilare der DEW-Werke Krefeld, Remscheid, Bochum und Dortmund sowie der Hauptverwaltung Krefeld und des Betriebes Hammerwerk Werdohl findet am

Sonntag, dem 4. März,

wieder in der Königsburg statt. Die Feier, zu der in Kürze Einladungen verschickt werden, beginnt um 18 Uhr.

Ein Hilferuf aus Polen

Im letzten Mitteilungsblatt berichteten wir unter dieser Überschrift von der Bitte eines im Krieg zwangsweise im Werk Krefeld tätigen Polen um ein lebensrettendes Medikament. Inzwischen ist Nachricht aus Polen eingegangen, daß er das Medikament erhalten hat und sich auf dem Wege der Besserung befindet. Wir freuen uns, daß diese Hilfsaktion erfolgreich war.

Lossprechungsfeier

Auch in diesem Jahr wird wieder die gemeinsame Lossprechungsfeier der DEW-Lehrlinge, eine schöne Tradition, auf Schloß Burg durchgeführt. Als Termin ist Freitag, der 31. März, vorgesehen.

Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen unverzüglich einreichen!

Die Betriebskrankenkasse hat Veranlassung, erneut darauf hinzuweisen, Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen **unverzüglich** der Kasse einzureichen. Nach den Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung kann bei verspäteter Einreichung Krankengeld erst vom Tage des Eingangs der Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung bei der Kasse gezahlt werden.

Kostenerstattung für Zahnersatz

Die Rentenversicherungsträger übernehmen unter bestimmten Voraussetzungen einen Teil der durch die Beschaffung von Zahnersatz entstehenden Kosten. Der Kostenanteil der Rentenversicherungsträger beträgt in der Regel $\frac{1}{3}$ der zwi-

schen den Krankenkassen und den Zahnärzten vereinbarten Gebührensätze. Dieser Kostenanteil wird auch für Ehefrauen von Versicherten gewährt, wenn sie nicht arbeiten, also selbst keiner Krankenkasse angehören, jedoch die Wartezeit in der Rentenversicherung (60 Kalendermonate) erfüllt haben.

Werk Krefeld

Zum Direktor ernannt

Mit Wirkung vom 1. Januar wurde Oberingenieur Olaf Dahlke zum



Direktor und Stellvertreter des Werksleiters Werk Krefeld ernannt.

Oberingenieur Olaf Dahlke ist Hamburger. Nach dem Abitur studierte er an der Technischen Universität in Berlin, wo er auch sein Diplomexamen ablegte. Als Assistent im Stahlwerk der Borsig AG (Berlin) begann seine Berufslaufbahn, die ihn später in die Walz- und Rohrwerke desselben Unternehmens führte. 1958 kam er in den Westen. Zunächst war er als Betriebsleiter im Blech- und Bandwalzwerk der Stollberger Zink AG tätig, ein Jahr später kam er zu DEW. Seine Arbeit bei uns begann als Assistent im Rohrwerk. 1961 wurde er zum Betriebsleiter des Rohrwerkes ernannt, 1964 persönlicher Mitarbeiter von Werksleiter Direktor Rogge. Seine Ernennung zum Oberingenieur erfolgte 1965.

Dem neuen Direktor gratulieren wir mit einem herzlichen Glückauf!

Parkplätze Gladbacher Straße

Der Ausbau der Parkfläche im Bereich der Betriebsverwaltung und Contimet wurde inzwischen abgeschlossen. Es stehen unseren Mitarbeitern somit neben den 50 Parkplätzen auf dem Fahrradplatz (gegenüber dem Sporthaus) weitere 125 Parkplätze zur Verfügung.

Wir möchten darauf hinweisen, daß nach Fertigstellung der Parkplätze mit polizeilichen Strafanzeigen bei verbotswidrigem Parken gerechnet werden muß. Die Mitarbeiter der Betriebsverwaltung werden deshalb aufgefordert, nicht mehr im Bereich der Gleisschleife, sondern am Gebäude der Contimet zu parken. Die freiwerdenden Parkplätze im Bereich der Gleisschleife werden dann für die Mitarbeiter der Betriebe im Bereich Tor 1 frei.

Weitere Ernennungen

Mit Wirkung vom 1. Januar 1967 haben folgende weitere Ernennungen stattgefunden:

Zu Abteilungsleitern ernannt wurden unsere Mitarbeiter: Dipl.-Ing. Edward Ruprecht (in der Metallurgischen Güteüberwachung), Dr.-Ing. Günter Lehnert (im Forschungsinstitut), Dr.-Ing. Rolf Diederichs (im Forschungsinstitut)

Prokura erteilt

Mit Wirkung vom 25. Januar 1967 hat der Vorstand mit Genehmigung des Aufsichtsrates unserem Mitarbeiter Hans-Joachim Gaidetzka, Abteilungsleiter in der Auftragsführung, Prokura erteilt.



Niederschlesien ist die Heimat unseres neuen Prokuristen. Nach dem Besuch der Oberschule zwangen die Kriegseignisse Hans-Joachim Gaidetzka und seine Familie, die Heimat zu verlassen. In Bayern fand er zunächst ein Unterkommen.

Nach dem Abitur am humanistischen Gymnasium in Straubing begann Hans-Joachim Gaidetzka seine DEW-Tätigkeit als Lehrling in unserer Verkaufsstelle Nürnberg.

1951 wurde er nach Krefeld versetzt. Er blieb als Angestellter in der Hauptverwaltung bei der Abteilung Auftragsführung innerhalb unseres Inlandverkaufs. Mehrere Jahre war er Mitglied des Betriebsrates und Belegschaftsvertreter im Aufsichtsrat.

Dem neuen Prokuristen ein herzliches Glückauf!

und Ingenieur Hans-Gert Jansen (in der Qualitätsstelle).

Zum Gruppenleiter für Hochbau innerhalb des Baubüros der Neubau-Abteilung wurde unser Mitarbeiter Einhard Burghold und zum Büroleiter des Baubüros der Neubau-Abteilung unser Mitarbeiter Arthur Scholz ernannt.

Allen Genannten gratulieren wir herzlichst!

Neuer Oberingenieur

Mit Wirkung vom 1. Januar 1967 wurde Dipl.-Ing. Wilhelm Meinberg zum Oberingenieur ernannt.

In der Nähe von Unna, in Wasserkurl, liegt der elterliche Bauernhof,



auf dem Wilhelm Meinberg seine Jugend verbrachte. Als der Vater Aufgaben in Berlin durchzuführen hatte, kam die Familie vorübergehend in die Reichshauptstadt. Hier machte Wilhelm Meinberg sein Abitur. Soldatenzeit und Kriegsgefangenschaft schlossen sich an. Dezember 1949 kam er auf den elterlichen Hof zurück. Eine Zeitlang arbeitete er als Schmelzer bei der Westfalenhütte, dann folgte das Studium der Eisenhüttenkunde an der TH Aachen. In den Semesterferien arbeitete er stets als Schmelzer (insgesamt 2 Jahre) an seinem ersten Arbeitsplatz. Sein Diplomexamen machte er 1957, anschließend begann seine DEW-Tätigkeit als Betriebsassistent im Krefelder SM-Werk. 1959 wurde er als Direktionsassistent zur Werksleitung versetzt und 1961 mit dem Ausbau der Technischen Betriebswirtschaft und ihrer Abteilungen Erzeugungsplanung sowie Stoff- und Zeitwirtschaft beauftragt, deren Leitung er seitdem innehat. Zwischenzeitlich war er über 2 Jahre Assistent des technischen Vorstandes und mit Aufgaben im Rahmen der Generalplanung betraut, die auch heute noch zu seinem Verantwortungsbereich gehören.

Der Ernennung zum Oberingenieur gilt unser herzlichster Glückwunsch!

Freizeitausstellung verschoben

Die für Frühjahr 1967 geplante Ausstellung vom Freizeitschaffen der Belegschaft mußte verschoben werden. Voraussichtlich wird die Ausstellung nun im Frühjahr 1968 stattfinden.

Verbesserungsvorschläge prämiert

In der Ausschußsitzung am 13. Dezember 1966 wurden DM 865,— an Prämien und Anerkennungen verteilt.

Prämien erhielten unsere Mitarbeiter: Erwin Britt, Gustav Butz, Johann Gerhards, Hans Giret, Karl Görgens, Günter Sammanns und Hans Schramm;

Anerkennungen erhielten die Mitarbeiter Kurt Büssler und Paul Frost.

Wir gratulieren!

Handlungsvollmacht

Handlungsvollmacht erhielten mit Wirkung vom 1. Januar 1967 unsere Mitarbeiter Dipl.-Kfm. Wolfgang Heitkamp (Organisation) und Dipl.-Ing. Dietrich Werner (Rechts- und Patentabteilung).

Herzlichen Glückwunsch!

Handlungsvollmacht für die Thyssen-Verkehrs GmbH

Unserem Mitarbeiter Kurt Renner von der Verkehrsabteilung wurde von der Thyssen-Verkehrs GmbH, einem Tochterunternehmen der ATH, für den Sektor Krefeld Handlungsvollmacht erteilt.

Herzlichen Glückwunsch!

In den Ruhestand getreten

In den wohlverdienten Ruhestand getreten sind unsere bisherigen Mitarbeiter:

Willy Ambaum (Verkauf Ausland), Prokurist Rolf Balthasar (Tifa-Verkauf), Heinrich Bonten (Stahlkontrolle I), Christian Breuer (Selbstkostenabtlg.), Jakob Daemen (Mech. Werkstatt), Ewald Enkel (Hauptlabor), Helmut Giesemann (Tifa), Heinrich Giskes (Stahlkontrolle I), Hans Hahnen (Zentralstatistik), Bruno Hallmann (Platinenvorbereitung), Franz Helden (Blechzurichtung), Gerhard Kempkens (E-Werk I), Prokurist Hermann Keuenhoff (Hauptkasse), Hubert Laufmanns (Forschungsinstitut), Ludwig Mekking (Buchhaltung), Paul Michels (Lohnbuchhaltung), Karl Pierkes (Werksschutz), Karl Riffel (Elektrobetrieb), Heinz Scherder (Werbeabteilung), Peter Schmelzer (Allg. Verwaltung), Bernhard Schmitz (SM-Stahlwerk), Werner Tutepastell (Rohrwerke), Wilhelm Wennmacher (Straße 4), Otto Wirth (Mech. Werkstatt) und Karl Zerrissen (Betriebsbuchhaltung).

Wir wünschen ihnen einen schönen Lebensabend!

Festlegung der Nachholschichten für Kaltarbeitsplätze

Aufgrund der Betriebsvereinbarung vom 13. Juli 1966 verfahren alle Mitarbeiter an dreischichtigen Kaltarbeitsplätzen und ein festgelegter Teil der Mitarbeiter an zweischichtigen Kaltarbeitsplätzen an jedem 6. Sonnabend eine Nachholschicht von 6.00 — 13.45 Uhr mit 1/2 Stunde Pause. Die Nachholschichten werden von den einzelnen Schichtgruppen an den nachstehend ausgewiesenen Sonnabenden ihrer Frühschichtwoche verfahren:

Kalen-der-woche	Schicht-gruppen	Nachholschicht Sonn- abend	für Gruppe	Kalen-der-woche	Schicht-gruppen	Nachholschicht Sonn- abend	für Gruppe
7	1/3/2 B	18. 2. 67	1/B	32	3/2/1 A		
8	3/2/1 A			33	2/1/3 B		
9	2/1/3 B			34	1/3/2 A		
10	1/3/2 A			35	3/2/1 B	2. 9. 67	3
11	3/2/1 B	18. 3. 67	3	36	2/1/3 A	9. 9. 67	2/A
12	2/1/3 A			37	1/3/2 B	16. 9. 67	1/B
13	1/3/2 B	1. 4. 67	1/B	38	3/2/1 A		
14	3/2/1 A			39	2/1/3 B		
15	2/1/3 B	15. 4. 67	2/A	40	1/3/2 A		
16	1/3/2 A	22. 4. 67	1	41	3/2/1 B	14. 10. 67	3
17	3/2/1 B	29. 4. 67	3/B	42	2/1/3 A	21. 10. 67	2/A
18	2/1/3 A	6. 5. 67	2/A	43	1/3/2 B	28. 10. 67	1/B
19	1/3/2 B			44	3/2/1 A		
20	3/2/1 A			45	2/1/3 B		
21	2/1/3 B			46	1/3/2 A		
22	1/3/2 A			47	3/2/1 B	25. 11. 67	3
23	3/2/1 B	10. 6. 67	3	48	2/1/3 A	2. 12. 67	2/A
24	2/1/3 A	17. 6. 67	2/A	49	1/3/2 B	9. 12. 67	1/B
25	1/3/2 B	24. 6. 67	1/B	50	3/2/1 A		
26	3/2/1 A			51	2/1/3 B		
27	2/1/3 B			52	1/3/2 A		
28	1/3/2 A			1	3/2/1 B	6. 1. 68	3
29	3/2/1 B	22. 7. 67	3	2	2/1/3 A	13. 1. 68	2/A
30	2/1/3 A	29. 7. 67	2/A	3	1/3/2 B	20. 1. 68	1/B
31	1/3/2 B	5. 8. 67	1/B				

Die Schichtgruppeneinteilung 1/2/3 bedeutet in der Reihenfolge Früh-, Spät- und Nachtschicht. Die Kennzeichnung A und B bedeutet für die entsprechende Schichtgruppe der Zwei-Schicht-Betriebe jeweils Frühschicht.

Die am 25. März 1967 (Karsamstag) turnusgemäß anfallende Nachholschicht für die Gruppen 2 und A wurde auf den 15. April 1967 verlegt, wobei die Gruppe A einmal von Freitag Spät- auf Samstag Frühschicht springen muß.

Die am 13. Mai 1967 (Pfingstsonntag) turnusgemäß anfallende Nachholschicht für die Gruppen 1 und B wurde für Gruppe 1 auf den 22. April und für Gruppe B auf den 29. April 1967 verlegt.



Mutiger Lebensretter

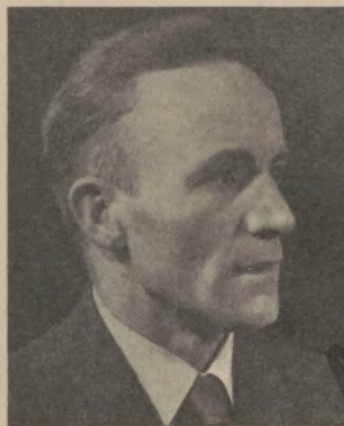
Unser Mitarbeiter Georg Pflaum, der seit 1948 im Blechwalzwerk tätig ist, hat — wie die Zeitungen schon berichtet haben — unter Einsatz seines Lebens einen kleinen Jungen vom Tode des Ertrinkens gerettet. Für diese lobenswerte Tat gebührt ihm Dank und Anerkennung.

Georg Pflaum machte, als er zu Besuch in Duisburg-Hamborn war, mit seiner kleinen Tochter einen Spaziergang an der Emscher, als er zwei Kinder dicht am abschüssigen Ufer spielen sah. Er warnte die Kinder vor den Gefahren, bevor er weiterging. Kaum war er etwa 200 m entfernt, als er Hilferufe hörte. Ohne zu zögern lief er zur Unfallstelle zurück und sprang mit voller Kleidung in die Emscher. Einer der beiden Jungen, die er kurz vorher gewarnt hatte, war ins Wasser gefallen und drohte, von der Strömung mitgerissen zu werden. Es gelang Georg Pflaum, den Jungen zu fassen und unter großen Schwierigkeiten wegen des betonierten Ufers an Land zu schaffen.

Als auch wir ihm gratulierten, wehrte er bescheiden ab. „Das kann doch einen Seemann (er war als Soldat bei der Marine) nicht erschüttern“, meinte er dazu. Am selben Tag hat er übrigens, als ob nichts gewesen wäre, Nachtschicht verfahren.

Josef Frieß legte Betriebsratsvorsitz nieder

Am 19. Januar hat Josef Frieß, der seit 1940 dem Krefelder Werk und seit 1953 dem Betriebsrat angehört, ab 1955 Freigestellter war und 1958 zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt wurde, aus Gesundheitsrücksichten den Vorsitz niedergelegt. Zu seinem Nachfolger wurde vom Krefelder Betriebsrat Richard Hemmers gewählt.



Schwere Krankheiten, verbunden mit Operationen und längeren Krankenhausaufenthalten, hätten im letzten Jahr die Arbeit unseres Krefelder Betriebsratsvorsitzenden, Josef Frieß, überschattet. Trotzdem hat er sich auch in dieser Zeit nach Kräften bemüht, seine Aufgaben im Dienst für die Belegschaft weiterzuführen. Diese Aufopferung hat seine Kräfte über Gebühr in Anspruch genommen.

Wenn wir die Arbeit, die Josef Frieß in den letzten 8 Jahren als Betriebsratsvorsitzender geleistet hat, an dieser Stelle würdigen wollen, dann müssen wir lobend seine Einsatzfreudigkeit, seinen Eifer und seine Hingabe an die gewiß nicht immer leichte Aufgabe hervorheben. Er hat sich nichts geschenkt. Ob als Mitglied des Aufsichtsrates, dem er seit dem 25. 3. 1959 angehört und weiter angehört wird, ob im engeren Kreis der Betriebsratsstätigkeit im Krefelder Werk, ob im Hauptausschuß, in dem die Belegschaftsfragen des Gesamtunternehmens erörtert werden, ob im weiteren gewerkschaftlichen Rahmen und als Mitglied der Großen Tarifkommission, immer hat er sich mit allen Kräften für die Belange der Arbeitnehmer mit großem Erfolg eingesetzt. Wir wollen ihm wünschen, daß seine Gesundheit bald wieder hergestellt sein wird und daß er noch viele Jahre Aufgaben im Unternehmen nachgehen kann.

Der neue Betriebsratsvorsitzende, Richard Hemmers, ist seit 1953 als Werkzeugmacher in der Matrizenwerkstatt der WZ tätig. Seit 10 Jahren steht er als Vertrauensmann im Dienst für die Belegschaft. 1961 wurde er erstmals und 1965 wieder in den Betriebsrat gewählt. Auch im öffentlichen Leben unserer Stadt hat Richard Hemmers als Bürgerschaftsvertreter (Berufsschulausschuß und Wirtschaftsausschuß) Verantwortung übernommen. Für seine neuen Aufgaben als Vorsitzender des Krefelder Betriebsrates rufen wir ihm ein herzliches Glückauf zu!

Jugendgemeinschaftstag

„Ich weiß mich zu benehmen“ hieß das Thema des letzten Jugendtages. Praktische Übungen — vom Überreichen von Blumen bis zum richtigen Verhalten beim Essen (einschl. Trinken) — gaben einen anschaulichen Überblick über zahlreiche äußere Formen des guten Benehmens. Der Jugendtag hat den Teilnehmern sichtlich Freude gemacht.



Unfallvertrauensmänner geehrt



Jahres-Unfalltabelle 1966

Stand	Betrieb	Unfälle je 100 Mann	Gefahr- klasse	Stand 1965	Veränderung in %
Gruppe I Gefahrklasse 2,0 – 3,5					
1.	Tifa	0,38	3,5	0,66	+ 42,3
2.	Wärmestelle	0,39	2,0	1,01	+ 62,1
3.	Hilfspersonal	0,45	2,0	0,28	– 60,6
4.	Metall. Güteüberw.	0,52	2,0	0,74	+ 29,7
5.	Hartstoff-Sonderfertl.	1,04	3,5	kein Unfall	
6.	Forschungsinstitut	1,17	2,0	1,21	+ 3,3
7.	Techn. Abtl. Titan	1,28	3,5		
Gruppe II Gefahrklasse 4,0 – 5,5					
1.	Werkzeugaufbereit.	kein Unfall	4,0	kein Unfall	
2.	Werkzeugabteilung	0,52	4,0	0,89	+ 41,6
3.	Verladehalle I	0,78	4,0	1,57	+ 50,3
4.	Elektro-Betrieb	0,83	4,5	1,01	+ 17,8
5.	Stahlkontrolle I	0,95	4,0	1,45	+ 34,5
6.	Lehrwerkstatt	1,12	4,0	1,39	+ 19,4
7.	Blockdreherei	1,28	4,0	2,42	+ 47,1
8.	Mech. Werkstatt	1,77	4,0	1,92	+ 7,8
9.	Transport-Betrieb	2,03	5,5	1,79	– 13,4
10.	Reparatur-Betrieb	2,15	4,5	1,97	– 9,1
11.	Kaltwalzwerk	2,78	5,5	1,46	– 90,5
12.	Kaltbandwerk	2,99	5,5	2,98	– 0,3
13.	Stahlkontrolle II	3,06	4,0	2,59	– 18,2
Gruppe III Gefahrklasse 6,5					
1.	Techn. Betriebswirt.	0,50	6,5	0,15	– 233,0
2.	Straße 1	0,96	6,5	1,19	+ 19,3
3.	Bau-Betrieb	1,28	6,5	1,42	+ 9,9
4.	Vorblockputzerel	1,35	6,5	1,31	– 3,1
5.	Walzwerks-Hilfsbetr.	1,49	6,5	2,52	+ 40,8
6.	Blechzurichtung	1,71	6,5	2,31	+ 25,9
7.	Hauptlager	1,74	6,5	1,48	– 17,6
8.	Platinenvorbereitung	1,79	6,5	2,27	+ 21,1
9.	Blechwalzwerk	1,89	6,5	2,84	+ 33,5
10.	Straße 3	2,14	6,5	2,05	– 4,4
11.	Straße 2	2,25	6,5	2,24	– 0,4
12.	Straße 5	2,33	6,5	2,45	+ 4,9
13.	Straße 4	2,40	6,5	3,19	+ 24,7
14.	Zieherei	2,54	6,5	2,21	– 14,9
Gruppe IV Gefahrklasse 7,0 – 8,5					
1.	Putzerel-Stahlwerke	1,01	7,5	3,24	+ 68,7
2.	Preßwerk	1,08	8,5	1,87	+ 42,3
3.	Wärmebehandlung	1,36	7,0	2,03	+ 33,0
4.	E-Werk I	2,25	7,5	1,95	– 15,4
5.	Rohrwerke	2,29	7,0	2,54	+ 9,8
6.	Hammerwerk	2,63	8,5	2,62	+ 0,4
7.	SM-Werk	2,78	7,5	2,89	+ 3,8
8.	E-Werk II	2,88	7,5	2,93	+ 1,7
9.	E-Werk III	3,07	7,5	3,57	+ 14,0

+ = Verbesserung des Unfallstandes
– = Verschlechterung des Unfallstandes

Von den 43 in der Tabelle aufgeführten Betrieben hatte die Werkzeugaufbereitung seit zwei Jahren keinen Unfall zu melden. 27 Betriebe haben ihren Unfallstand verbessert, 14 sich leider verschlechtert!

Anlässlich der Jahresversammlung der Unfallvertrauensmänner am 19. Januar 1967 wurden neun verdiente Unfallvertrauensmänner, die 10 und in zwei Fällen schon 15 Jahre ihre Aufgabe wahrnehmen, geehrt. Neben einem persönlichen Anschreiben wurde ihnen durch den Leiter des technischen Aufsichtsdienstes der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft ein Bild, eine Originalgraphik, Hüttenmänner darstellend, überreicht. Arbeitsdirektor Boine rundete die Ehrung durch Überreichung eines Buchgeschenkes ab.

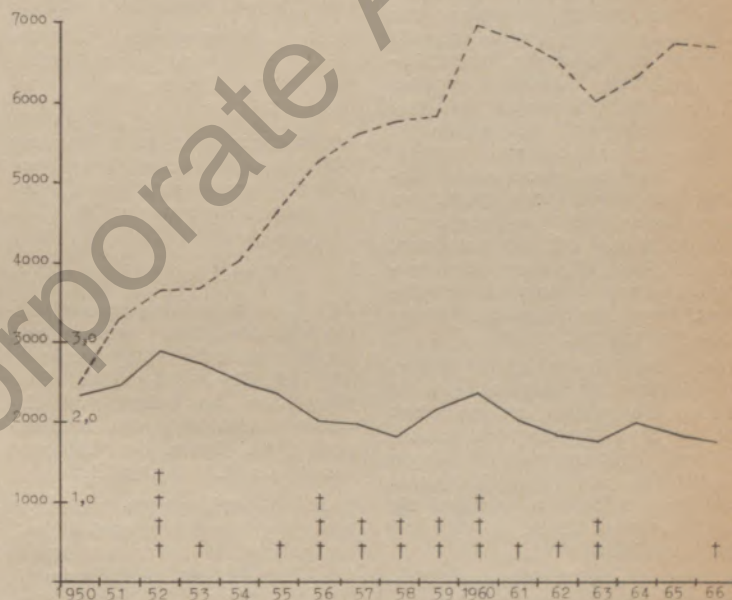
Die Namen der Geehrten sind: Willi Geenen (Stahlkontrolle II), Hans Püllen (Hauptlager), Hans Höfels (Hammerwerk), Herbert Laurentius (Elektrobetrieb), Hans Leufen (Stahlkontrolle I), Bern-

hard Pieper (E-Werk I), Willi Horn (Blechwalzwerk), Bruno Hark (E-Werk III) und Franz Spee (Techn. Abt. Titan, früher Straße 2).

Auch an dieser Stelle herzlichen Glückwunsch!

In diesem Zusammenhang veröffentlichen wir eine graphische Darstellung der Entwicklung der Unfallhäufigkeit in den Jahren von 1950 bis 1966. Die gestrichelte Linie zeigt die Belegschaftsentwicklung, die durchgehende Linie die Unfallhäufigkeit, die Kreuze stehen für tödliche Unfälle.

Erfreulicherweise konnte die Unfallhäufigkeit gesenkt werden, obwohl die Belegschaftszahl wesentlich gestiegen ist. Ein gutes Ergebnis, das auch der Arbeit unserer Unfallvertrauensmänner zu danken ist.



Arbeitskalender der Maschinenbetriebe

Für die Mitarbeiter der Maschinenbetriebe gilt folgende Arbeitszeit:
montags bis freitags von
7.00 – 15.45 Uhr (¼ Std. Pause)
sonnabends von
7.00 – 12.00 Uhr (¼ Std. Pause)

Im gleichmäßig verteilten Rhythmus fallen für die in den einzelnen Betrieben gebildeten 4 Arbeitsgruppen in einem Zeitraum von jeweils 4 Wochen an:

2 arbeitsfreie Sonnabende
1 arbeitsfreier Montag.

Der arbeitsfreie Montag fällt in der Regel mit einem arbeitsfreien Sonnabend zusammen. Bei dieser Arbeitszeiteinteilung fällt gegenüber der tariflich vereinbarten Arbeitszeit in jedem Kalenderhalbjahr ein Stundenüberhang an, der durch zusätzliche arbeitsfreie Tage ausgeglichen wird.

Arbeitsfreie Tage:

Gruppe 1	Freitag, 19. Mai Freitag, 6. Oktober
Gruppe 2	Freitag, 7. April Freitag, 22. September
Gruppe 3	Freitag, 3. März Freitag, 10. November
Gruppe 4	Freitag, 9. Juni Freitag, 22. Dezember

Unsere Mitarbeiter haben Gelegenheit, aus persönlichen Gründen einen anderen freien Arbeitstag im Laufe des Kalenderhalbjahres zu wählen. Änderungswünsche sind spätestens 8 Tage vor dem planmäßigen freien Freitag im Betriebsbüro anzumelden.

Die 2- oder 3schichtig eingesetzten Mitarbeiter arbeiten mit den allgemeinen Arbeitsplänen der jeweiligen Betriebe.

Die im Elektrobetrieb kontinuierlich 3schichtig arbeitenden Elektriker und Kranschlosser fahren nach besonderen Schichtplänen.

Hammerwerk Werdohl

Röntgen-Reihenuntersuchung

An der in unserem Werk durchgeführten Röntgen-Reihenuntersuchung haben sich 88% der Belegschaft beteiligt.

Nachuntersuchungsfälle haben sich erfreulicherweise nicht ergeben.

In den Ruhestand getreten

Infolge Erreichung der Altersgrenze trat unser Mitarbeiter Karl Junke in den wohlverdienten Ruhestand.

Wir wünschen ihm einen schönen Lebensabend!

Jugendgemeinschaftstag

Im Rahmen des Jugendgemeinschaftstages sahen die Jugendlichen des Werdohler Werkes den Lichtbilder-Vortrag „Neue und alte Heimat“. Die Referenten, Herr Bienenfeld und unser Mitarbeiter Burkert, erschlossen uns den Begriff „Heimat“. Sie zeigten im ersten Teil hervorragend fotografierte Dias, bei denen sich mancher der Anwesenden fragte, wo denn dieser und jener bezaubernd schöne Winkel sei. Die Antworten, die die Fotografen meist selber geben mußten, lauteten immer wieder: Werdohl, Neuenrade, hinter dem Stadion etc.

Nicht, daß die Fotografen außergewöhnliche Perspektiven gewählt hätten, die meisten von uns haben bisher diese Stellen nicht beachtet oder sind zu schnell an ihnen vorbeigegangen. Die Fotografen zeigten uns, daß wir auch auf die unscheinbaren Dinge am Wegrand achten sollten.

Heimat, das heißt: Geburtsort, Kinderzeit, Bubenstreiche, Freundschaften. Das sind bleibende Erinnerungen. Was das bedeutet, wurde uns im zweiten Teil des Vortrages über das Riesengebirge deutlich. Die geringere Brillanz der fast 30 Jahre alten Dias wurde durch die lebendige Schilderung des Vortragenden voll ausgeglichen.



Werk Remscheid

Berufsorientierung für die Jugend bei DEW

An jedem Mittwoch, zwischen 14 und 17 Uhr, haben Jugendliche, die zur Schulentlassung anstehen, die Möglichkeit, sich in unserer Lehrwerkstatt zu informieren. Sie können während der Ausbildungszeit unsere Lehrlinge bei der praktischen Arbeit erleben, und Ausbildungsleiter Peters erteilt gern und erschöpfend Auskunft über die Ausbildungsmöglichkeiten in den verschiedenen technischen Berufen.

Wir bilden aus: Stahlformenbauer, Werkzeugmacher, Werkstoffprüfer, Maschinen- und Betriebsschlosser, Universalhärter, Dreher, Universalfräser, Freiformschmiede, Starkstromelektriker und Fräser (Anlernberuf).

Einstellungsbedingungen: Volksschulabschluß und guter Gesundheitszustand. Lehrbeginn: 1. September 1967.

Bewerbungen sind zu richten an: DEW Aktiengesellschaft, Werk Remscheid, Personalabteilung L, 563 Remscheid, Papenberger Str. 37.

Erfolgreiche Schulung

Gegen Ende des vergangenen Jahres beendeten sieben deutsche und sieben spanische Mitarbeiterinnen von TQK (Kontrolle — Werk II Bieidinghausen) im Rahmen der Erwachsenenbildung den Meßlehrgang I mit Erfolg. Der Lehrgang wurde von VLA durchgeführt.

Nach Beendigung des Lehrgangs fand ein Abschlußgespräch zwischen den Lehrgangsteilnehmern und den Herren Altendorf, Buchmüller, Sönnecken, Schmitt, Peters und Gomez (Dolmetscher) statt.

In den Ruhestand getreten

Unsere bisherigen Mitarbeiter Werner Güller und Nikolaus Urban sind in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Wir wünschen ihnen einen schönen Lebensabend!

Wohnungsbeschaffung

Um unseren Mitarbeitern auch weiterhin Wohnungen zur Verfügung stellen zu können, wurden im Herbst des vergangenen Jahres wieder Werksmittel für den Wohnungsbau eingesetzt.

Obwohl mit dem Bau der Häuser frühzeitig begonnen wurde, konnte nur das Doppelhaus Kippdorfstraße 56/58 unter Dach gebracht werden. Die 12 Familien, die dort voraussichtlich Anfang Mai einziehen werden, sind in einer Wohnungsausschußsitzung benannt worden und haben bereits die Bestätigung des Hauseigentümers und die Zustimmung des Bauförderungsamtes erhalten.

Fast am Ende der Intzestraße mit dem Ausblick auf die Remscheider Talsperre wird ein Haus gebaut, in dem 11 Wohnungen für unsere Mitarbeiter vorgesehen sind. Wir rechnen damit, daß die Wohnungen am 1. September d. J. bezogen werden können.

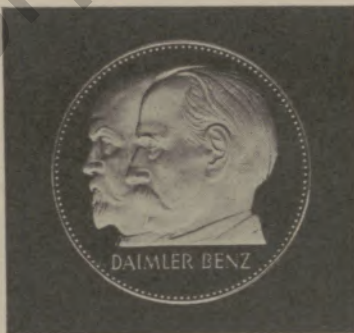
Besuch von Rolls Royce

In der Zeit vom 9. bis 13. Januar besuchten die Herren Dewar, McGregor und Fraser von Werk Glasgow der Rolls Royce, Ltd. unser Werk. Bereits vor etwas mehr als einem Jahr hatten wir direkte Geschäftsbeziehungen zu dieser Firma aufgenommen, deren Haupterzeugnisse Flugzeuggas-turbinen sind. In den inzwischen vergangenen Monaten hatten wir Gelegenheit, uns auf das Präzisionsschmieden von Laufschaufeln für den Hochdruckverdichter des Tyne-Triebwerkes einzurichten, das bei der Firma MAN Turbo GmbH in München in Lizenz von Rolls Royce gebaut wird.

Unsere Gäste hatten Gelegenheit, sich vom Funktionieren aller mit diesem neuen Fertigungszweig befaßten Stellen und deren Einrichtungen zu überzeugen. Sie dankten allen Beteiligten für die in diesem Zusammenhang geleistete Arbeit und betonten ein über das andere Mal ihr Erstaunen über den in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit erreichten Stand der Entwicklung. Als Ergebnis ihres Besuches gaben sie den Start für die Fertigung frei.

Goldene Plakette für Direktor I. R. Karl Sudhaus

Am 27. Dezember wurde der frühere Betriebsdirektor des Remscheider Werkes 80 Jahre.



Viele Gratulanten waren erschienen, um dem noch sehr rüstigen Geburtstagskind Glück zu wünschen zum Tage selbst und für viele weitere Jahre. Vom Remscheider Werk waren Dr. Voigtländer und viele ehemalige Mitarbeiter erschie-

nen, um Glückwünsche des Werkes Remscheid und auch persönlich auszusprechen.

Zahlreiche Anrufe von Freunden und Bekannten und von früheren Geschäftsfreunden vieler Firmen unterbrachen die Unterhaltung. Aus der Vielzahl der erhaltenen Glückwünsche ist besonders zu erwähnen, daß die Firma Daimler-Benz ihm die Erinnerungsplakette in Gold, die anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens geprägt wurde, mit einem herzlich gehaltenen Glückwunschscheibchen überreichte.

Mögen alle Glückwünsche in Erfüllung gehen, die ihn erreichten, und mögen ihm noch viele geruh-same und glückliche Stunden und Jahre beschieden sein.

Goldene Hochzeit

Das Fest der Goldenen Hochzeit konnte unser Werksrentner Josef Schmengler mit seiner Ehefrau Clara am 3. Januar 1967 in Hückes-wagen, Pixweg 151, bei guter Gesundheit feiern.

Dem Jubelpaar wurden die Glückwünsche des Werkes übermittelt und ein Geschenkkorb überreicht.

Werk Bochum

In den Ruhestand getreten

Folgende Mitarbeiter sind wegen Erreichung der Altersgrenze in den wohlverdienten Ruhestand getreten: Albert Budischewski (Modellschreinerei), Ferdinand Diermann (Rep.-Werkstatt) und Theodor Timmermann (Fuhrpark).

Wir wünschen ihnen noch viele gesunde Lebensjahre!

Röntgen-Reihenuntersuchung

Gegenüber dem Vorjahr stieg die Beteiligung an unserer Röntgen-Reihenuntersuchung bei den Lohnempfängern von 65,2 auf 71,1% und bei den Angestellten von 44,8 auf 55,5%. Insgesamt erhöhte sich die Teilnehmerzahl von 61,4 auf 68% aller Beschäftigten.

Wir freuen uns darüber und hoffen, daß sich dieser Anstieg im kommenden Jahr fortsetzt und die Zahl derjenigen, die sich verantwortungsbewußt der Untersuchung unterziehen, noch vergrößert.

Teilnehmer, die bisher keine Benachrichtigung erhalten haben, dürfen damit rechnen, daß kein negativer Befund festgestellt worden ist.

Ernennung

Mit Wirkung vom 1. Januar 1967 ist unser Mitarbeiter Werner Poll zum Kolonnenführer in der Draht-richterei unserer Elektrodenfabrik ernannt worden.

Hierzu ein herzliches Glückauf!

Ausländischer Besuch

Anfang Dezember besuchten französische Dozenten im Auftrage ihres Kultus- und Erziehungsministeriums die Bundesrepublik, um hier Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten zu studieren.



Die französischen Gäste wurden von Werksleiter Dr. Offermann und dem Betriebsratsvorsitzenden Hoffmann herzlich begrüßt. Nachdem Dr. Offermann einen einführenden Lichtbildervortrag über den Wiederaufbau des Werkes nach dem Kriege und über die speziellen Fertigungsverfahren gegeben hatte, wurden die Werksanlagen besichtigt. Beim abschließenden gemeinsamen Mittagessen wurden insbesondere Fragen der Ausbildung erörtert.

Jahreshauptversammlung der Gesangabteilung

Die Gesangabteilung wählte in ihrer Jahreshauptversammlung am 14. Januar 1967 folgenden Vorstand:

1. Vorsitzender: Karl Fleischmann
2. Vorsitzender: Theodor Wickenburg
1. Schriftführer: August Diederich
2. Schriftführer: Willi Dominik
1. Kassierer: Heinz Pamp
2. Kassierer: Klaus Fleischmann
1. Notenwart: Heinrich Guth
2. Notenwart: Paul Frey

Dirigent bleibt auch künftig Musikdirektor Otto Bettziche; Vereinslokal ist weiterhin die Gaststätte Hasselkuss.

Während der Jahreshauptversammlung wurden für 40jährige Treue zum deutschen Liede die Sänger Georg Libuda, Hans Schneider, August Böckmann, Theodor Wickenburg, für 25jährige Treue zum deutschen Liede die Sänger Karl Löhn, Willi Nobel, Willi Preuß, Friedrich Monno, Alfred Gethberg, Alfred Loch, Josef Perse und Otto Rutkowski durch Verleihung der Ehrennadeln durch den Sängerkreisvorsitzenden, Herrn vom Orde, geehrt.

Rentner-Weihnachtsfeier

Fast alle Werkspensionäre konnten der Einladung zum vorweihnachtlichen Treffen folgen und mit ihren ehemaligen Vorgesetzten und Kollegen einige schöne Stunden verleben. Werksleiter Dr. Offermann nahm die Gelegenheit wahr, um einen kurzen Bericht zur Lage und Entwicklung des Werkes zu geben, da die alten Mitarbeiter auch nach ihrem Ausscheiden gern über die Situation unseres Unternehmens unterrichtet sein wollen.

Einen Höhepunkt des vom DEW-Chor wieder in erfreulicher Weise umrannten Abends brachte BR-Vorsitzender Hoffmann mit der Verlesung eines in Bochumer Mundart verfaßten Gedichtes, mit dem der ehemalige BR-Vorsitzende Eugen Schorn von Mallorca aus seine alten Kollegen grüßte.

Sieben auf einen Streich

Nicht von dem tapferen Schneiderlein ist hier die Rede, sondern von dem in der Geschichte unseres Werkes erstmaligen Ereignis, daß an einem Tage, nämlich am 1. April

1967, sieben Mitarbeiter gleichzeitig ihr Dienstjubiläum begehen können.

Neben Verkaufsdirektor Pfeffer, der auf vierzig Jahre erfolgreicher Tätigkeit zurückblicken kann, sind es noch drei Angestellte und drei Lohnempfänger, die ihr silbernes Dienstjubiläum feiern können.

Allen gilt schon jetzt unser herzlicher Glückwunsch!

Verurteilt

Der im letzten Sommer erappte und selbstverständlich fristlos entlassene Kupfer-Dieb ist zwischenzeitlich vom hiesigen Amtsgericht zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden.

Wer sich am Werkseigentum vergreift, hat außer seiner fristlosen Entlassung auch eine empfindliche Strafe zu erwarten.

Werk Dortmund

Zum Oberingenieur ernannt

Mit Wirkung vom 1. Januar wurde unser Mitarbeiter Dipl.-Phys. Dr. Karl Schüler zum Oberingenieur ernannt.

Herzlichen Glückwunsch!

Dr. Schüler stammt aus Jonitz in der Nähe von Dessau. Bei Junkers (Flugzeugbau) absolvierte er seine Lehre, anschließend arbeitete er als technischer Zeichner in derselben Firma. Nebenher besuchte er die Abendschule. Nach dem Krieg machte er sein Abitur, um dann an der Universität Halle Physik, Mathematik und Chemie zu studieren. Sein Diplom-Examen bestand er 1953. Es folgte eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Magnetischen Forschungslabor der Universität Halle. 1959 kam er zu unserer Magnetfabrik. Zunächst war er wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann — ab 1962 — Leiter des Zentrallabors.

Verbesserungsvorschläge wurden prämiert

Im Ausschuß für Verbesserungsvorschläge konnten 8 Vorschläge prämiert werden. Es gelangten DM 490,— zur Auszahlung.

Prämien erhielten unsere Mitarbeiter: Klaus Büttner, Ludwig Fabri, Otto Karst, Dieter Klaassen, Wilfried Lache, Franz Rönsdorf, Willi Schütz und Josef Wyrwlich.

Herzlichen Glückwunsch!

Neue Vorarbeiter

Mit Wirkung vom 1. Februar wurden folgende Mitarbeiter zum Vorarbeiter ernannt: Wolfgang Feldmann (innerhalb der Oxidfertigung), Wilhelm Schwarze (für die mechanische Formgebung der Strang- und Naßpresserei) und Hubert Stöcker (innerhalb der Oxidfertigung).

Wir gratulieren!

Verkaufstagung mit der Verkaufsstelle Berlin

Am 26. und 27. Januar fand eine Verkaufstagung mit der Verkaufsstelle Berlin statt. Nach der Begrüßung durch Werksleiter Dr. Hougardy wurde den Teilnehmern in technischen und kaufmännischen Vorträgen ein Überblick über die Produktionsmöglichkeiten und Verkaufsziele der Magnetfabrik vermittelt. Eine Besichtigung der Betriebseinrichtungen sowie eine Diskussion über aktuelle Verkaufsfragen bildeten den Abschluß der Tagung.

Jugendtag

Im Rahmen der monatlich stattfindenden Jugendtage besuchten unsere Lehrlinge im Januar das Polizeipräsidium in Dortmund und hatten Gelegenheit, die Funkleitstelle und das Pollzeimuseum zu besichtigen.

Wir mußten Abschied nehmen von unseren Mitarbeitern:

Matthias Wingert † 28. 12., Paul Herlings † 22. 1., WERK KREFELD

Heinrich Portemeier † 14. 1., WERK DORTMUND

Fritz Engelke † 5. 12., Hans Johrde † 20. 12., WERK REMSCHEID

Walter Schmidt † 10. 1., VERKAUFSSTELLE HANNOVER

Ihr Andenken wollen wir ehren!

Herzlichen Glückwunsch

unseren Mitarbeitern:

zum 40jährigen Arbeitsjubiläum

WERK KREFELD: Heinrich Salmon 16.3., Wilhelm Bohnenkamp 31.3., WERK REMSCHEID: Ernst Scherber 30.3., WERK DORTMUND: Wilhelm Vierkötter 25.3.;

zum 25jährigen Arbeitsjubiläum

WERK KREFELD: Heinrich Schulz 11.2., Heinrich Döhmen 23.3., Peter Titz 30.3., WERK BOCHUM: Wilhelm Sundermann 9.3., Heinrich Thiele 12.3., WERK WERDOHL: Otto Bardtke 17.2.;

zum 85. Geburtstag

WERK KREFELD: Karl Seidler 15.1.;

zum 80. Geburtstag

WERK KREFELD: Heinrich Kaufmann 21.3., VERKAUFSSTELLE HANNOVER: Robert Krämer 6.1.;

zum 75. Geburtstag

WERK KREFELD: Jakob Höh 3.2., Hubert Janssen 10.2., Johann Smits 18.2., Johann Onkels 11.3., Karl Hinkes 11.3., WERK REMSCHEID: Hugo Felblick 16.1., Conrad Block 30.1., WERK DORTMUND: Ludwig Dieckmann 10.2., Franz Skrypschak 9.3., WERK WERDOHL: Josef Klotzeck 29.3., VERKAUFSSTELLE HANNOVER: Johann Lippe 29.2.;

zum 65. Geburtstag

WERK KREFELD: Wilhelm Hecker 4.1., Willy Ambaum 12.1., Heinrich Kütter 25.1., Heinz Scherder 30.1., Heinrich Hasselmann 30.1., Wilhelm te Kolf 13.2., Johann Balghelm 22.2., Anton Hunzelder 26.2., Heinrich Gaspers 1.3., Hugo Liebert 2.3., Karl Lips 10.3., Willi Wohlan 10.3., Josef Weiers 11.3., Josef Schultes 13.3., Hans Viesels 14.3., Hubert Neue 20.3., Jakob Kruss 22.3., Wilhelm Speis 23.3., Jakob Zensen 28.3., WERK REMSCHEID: Peter Branscheid 11.1., Paul Steinbach 12.2., Otto Huhn 3.3., Otto Leonhardt 16.3., Walter Bosshammer 19.3., Friedrich Hartl 23.3., Hans Hecker 23.3., Karl Mysyk 28.3., Max Schröder 28.3., Gertrud Salker 31.3., WERK DORTMUND: Berta Kötter 1.2., Karl Nölle 27.3., WERK WERDOHL: Willi Loos 20.1., Otto Cybulenski 30.1., Heinrich Pfaffenhöfer 19.2.;

zum 60. Geburtstag

WERK KREFELD: Gustav Joswich 1.1., Else Strensch 2.1., Johannes Heidenfels 11.1., Ernst Trowe 17.1., Heinrich Niehaus 17.1., Leo Bücken 17.1., Walter Skaruppe 19.1., Heinz Schmitz 26.1., Josef Reimann 30.1., Ernst Wahl 1.2., Willi Hinterkeuser 2.2., Kurt Scheffler 4.2., Kurt Bruhnke 5.2., Walter Schmitz 7.2., Wilhelm Kruss 8.2., Adolf Schinkels 11.2., Ewald Hensgen 13.2., Heinrich Krauser 16.2., Paul Hoppe 19.2., Peter Sturm 23.2., Walter Schwartz 24.2., Karl Günther 26.2., Otto Brinkmann 26.2., Hermann Kerkmann 27.2., Heinz Stübben 28.2., Antonie Thomassen 28.2., Guido Swoboda 2.3., Heinz Kürvers 3.3., Paul Rehli 9.3., Daniel Notemann 11.3., Hubert Nürnberg 12.3., Wilhelm Draute 13.3., Otto Stark 14.3., Josef Hudzik 14.3., Wilhelm Wälbers 16.3., Hermann Amend 16.3., Max Müller 21.3., Josef Hendrix 21.3., Johann Höffkes 21.3., Josef Pempelfort 23.3., Rudolf David 25.3., Ernst v. Look 27.3., Franz Brüggemann 28.3., Wilhelm Bohnenkamp 28.3., Kurt Hoffmann 28.3., Hermann Nys 30.3., WERK REMSCHEID: Gustav Margenberg 7.1., Eugen Scheer 10.1., Robert Schmidt 17.1., Artur Grafe 4.2., Hans Reinhard 13.2., Walter Sturmberg 15.3., Santonio Alonso-Sanchez 22.3., Roland Klug 31.3., WERK DORTMUND: Lorenz Peine 7.1., Arthur Ginzler 28.1., Franz Rösndorf 25.2., Hermann Boelsen 4.3., WERK WERDOHL: Heinrich Schneiderat 10.1., VERKAUFSSTELLE HANNOVER: Willy Eichler 24.2., VERKAUFSSTELLE STUTTGART: Alfred Portig 28.1.;

zum 50. Geburtstag

WERK KREFELD: Maria Palinowski 1.1., Franz Mohr 5.1., Anton Liebscher 11.1., Adolf Spiegel 12.1., Maria Lemke 16.1., Helmut Gerber 16.1., Herbert Klus 22.1., Franz Bauer 29.1., Konrad Huhn 3.2., Heinrich Schlieren 5.2., Ernst Hellwig 7.2., Else Kupferoth 9.2., Francesco Barbaro 9.2., Franz Tautrim 12.2., Kurt Knops 15.2., Heinrich Golschinski 15.2., Irmgard Weigang 18.2., Herbert Prieß 20.2., Sophie Endres 23.2., Karl Schummers 28.2., Sebastiano Congiu 6.3., Wilhelm Huylmans 11.3., Josef Hüsches 16.3., Albert Kluthe 17.3., Gottlob Schneider 17.3., Josef Niesporek 18.3., Luigi Valenti 19.3., Liesel Hedderich 24.3., Peter Gretemeyer 28.3., Hermann Östreich 28.3., Heinrich Wittfoht 29.3., Hermann Hoorens 31.3., WERK REMSCHEID: Viktor Krischewski 27.1., Jakob Nett 1.2., Ernst Reimann 7.2., Heinrich Heuser 21.2., Heinz Pathe 21.2., Robert Modtler 23.2., Reinhold Trzinka 22.3., Adalbert Schäfer 31.3., WERK BOCHUM: Eduard Schilling 22.1., Heinz Jahn 16.2., WERK DORTMUND: Heinrich Lemke 2.3., VERKAUFSSTELLE FRANKFURT: Martha Quillink 21.1., VERKAUFSSTELLE REMSCHEID: Rudi Zink 17.1.;

zur Eheschließung

WERK KREFELD: Monika Bellstedt geb. Grüning, Dipl.-Ing. Manfred Broekmann, Gisela Claßen geb. Schmitz, Brigitte Dappen geb. Becker, Bärbel Esser geb. Dietrich, Rosa Hüsches geb. Thunich, Rolf Schepers, Elisabeth Schürholt geb. Augustyniak, Dipl.-Ing. Horst Alfred Uhr, WERK BOCHUM: Hans Dymel, Heinz Reimann, WERK DORTMUND: Franz Dyminski, Barbara Görtten geb. Brall, Erika Kücking geb. Heimplatz, Marion Schimmelpfennig geb. Boschke, Jürgen Topp, VERKAUFSSTELLE REMSCHEID: Manfred Draugieliis;

zur Geburt eines Sohnes

WERK KREFELD: Gerhard Beischl, Moustafa Boz, Heinz Donner, Klaus Dunckern, Manfred Heesen, Heinrich Heidenfels, Wilfried Hückelhoven, Konstantinos Jakonnakis, Johannes Kämmer, Winfried Kassing, Kurt Klingbeil, Charalambos Kontodimas, Johannes Koschitzky, Hermann Larman, Ulrich Oedinghofen, Friedrich Pisters, Hildegard Schlabber, Wilhelm Schultze, Dimitrios Tschrintzis, Michail Tzagkaralexakis, Willibald Vitavec, Maria Vourliotou, Helmut Wiese, Barbara Wilke, WERK REMSCHEID: Rocco Curro, Sahit Güngör, Antonio Medde, Werner Seifert, Werner Siemke, Yasar Tanis, Ibrahim Turan, WERK BOCHUM: Herbert Deckert, Aloysius Jung, Wilfried Mentzner, Emin Oguz, Tankred Pollack, WERK DORTMUND: Willi Herkelmann, Rainer Krämer, Ernst Kronfeld, Friedhelm Wagner, WERK WERDOHL: Günter Martin, VERKAUFSSTELLE FRANKFURT: Helmut Reif, VERKAUFSSTELLE MÜNCHEN: Doris Lehner;

zur Geburt einer Tochter

WERK KREFELD: Reiner Becker, Arnold Biem, Hans-Dieter Bolten, Alfons Brodda, Hans Engeln, Heinrich Haar, Georgis Koinakis, Heinz Kuhbrügge, Edward Ruprecht, Dietrich Werner, WERK REMSCHEID: Giuseppe Costanzo, Celal Dogan, Leonhard Heemels, Sahit Güngör, Reiner von der Mühlen, Ali Özdamar, Reiner Placidus, Georg Stawicki, Hannelore Wolff, WERK BOCHUM: Raphael Fregonese, Renate Gurock, Heinrich Luckhardt, Wilhelm Rudolphi, WERK DORTMUND: Kurt Grau!

Jahrelang abschreiben

Gegenstände, mit denen Sie jahrelang arbeiten können, dürfen Sie nicht sofort als Werbungskosten voll aufschreiben. Diese Arbeitsmittel müssen langsam abgeschrieben werden. Die Abschreibungszeit richtet sich nach der voraussichtlichen Nutzungsdauer. Für eine Schreibmaschine z. B. werden fünf Jahre anerkannt.

19 66	
19 67	
19 68	
19 69	
19 70	

So müssen Sie dann aufschreiben:

Schreibmaschine,	
gekauft am 5. 3. 1966	DM 400,—
(siehe Quittung und Arbeitgeberbescheinigung)	
Abschreibung 20% (1. Jahr)	DM 80,—
Wert am 31. 12. 1966	DM 320,—

Bei den Jahresausgleichen 1967 bis 1970 schreiben Sie dann wieder je 80 Mark nach dem gleichen Schema ab:

Schreibmaschine, Wert 1. 1. 1967	DM 320,—
Abschreibung 20% (2. Jahr)	DM 80,—
Wert am 31. 12. 1967	DM 240,—

Und so weiter.

Mehrverpflegung

Essen und Trinken ist wohl das letzte, was uns der Staat steuerfrei tun ließe. Und doch können die Ausgaben für Mahlzeiten steuerfrei sein — wenigstens zum Teil.

Der Beruf zwingt manchen Mitarbeiter, außergewöhnlich lange von seiner Wohnung abwesend zu sein. Es gibt unterschiedliche Gründe: Überstunden, weiter Arbeitsweg und ungünstige Verkehrsverbindungen, Fortbildungskurse nach Feierabend. Bei so langer Abwesenheit wartet niemand mit knurrendem Magen, bis er endlich wieder bei den heimischen Fleischtöpfen anlangt. Sondern er stärkt sich zwischendurch in Kantine und Restaurant. Essen außer Haus ist teurer als daheim. Deshalb genehmigt das Finanzamt Werbungskosten für den „Verpflegungs-

Mehraufwand“. Sie dürfen pauschal für alle Tage, an denen Sie mehr als 12 Stunden von zu Hause abwesend waren, 2,50 Mark als Mehrverpflegungskosten aufschreiben. Bedingung ist: Es müssen wirklich mehr als 12 Stunden gewesen sein. Die Zeit rechnet vom Schritt über die Schwelle morgens bis zum abendlichen Klingeln an der Wohnungstür. Außerdem muß die lange Abwesenheit allein beruflich bedingt sein.

Sie schreiben zum Beispiel:

An 90 Tagen habe ich zwei Stunden länger gearbeitet. Abwesenheit von der Wohnung: Von morgens 7 bis abends 20 Uhr.

Mehrverpflegungskosten:

90 Tage $\times$ 2,50 DM DM 225,—

Nun machen die Steuerrichtlinien der Finanzämter bei der Mehrverpflegung Einschränkungen. Danach müssen Sie „regelmäßig“ länger als 12 Stunden von zu Hause fort sein, um die 2,50 Mark pro Tag zu bekommen. Regelmäßig heißt hier: Wenigstens zwei- bis dreimal in der Woche, zehnmal im Monat, 90- bis 120mal im Jahr.

Fortbildungskosten

Das Finanzamt unterscheidet zwischen Ausbildungs- und Fortbildungskosten. Auch Sie müssen den Unterschied machen. Denn Fortbildungskosten sind Werbungskosten, Ausbildungskosten aber nicht!

Unter den steuerlich nicht absetzbaren Ausbildungskosten versteht das Finanzamt alle Ausgaben, die Sie für einen künftigen Beruf oder für Ihre Allgemeinbildung machen. Dazu rechnen die Kosten der erstmaligen Ausbildung und der Vorbereitung auf einen Berufswechsel.

Wenn Sie sich dagegen im gleichen Beruf weiterbilden, sind die Kosten als Werbungskosten absetzbar. Beispiele: Ein Schlosser besucht einen Schweißerlehrgang. Ein Exportkaufmann nimmt Fremdsprachen-Unter-

richt. Ein Geselle bereitet sich auf die Meisterprüfung vor.

Solche Kosten dürfen Sie aufschreiben. Bitte erläutern Sie dem Finanzbeamten die Umstände Ihrer Berufsbildung:

Vom 14. 2. 1966 an habe ich acht Wochen lang an einem Schweißerkursus teilgenommen, der jeweils an vier Wochentagen in -Straße, von 18 bis 20 Uhr stattfand. Zwischen Arbeitsende und Beginn des Lehrgangs konnte ich nicht nach Hause fahren. Weil ich an diesen Tagen mehr als 12 Stunden von zu Hause fort war, mache ich auch Mehrverpflegungskosten geltend.

Lehrgangsgebühren: DM 380,—

(siehe Quittung)

Fahrtkosten:

64 Busfahrten $\times$ DM 0,60 DM 38,40

Mehrverpflegung:

an 32 Tagen $\times$ DM 2,50 DM 80,—

Fortbildungskosten zusammen DM 498,40

Haben Sie das billigste Verkehrsmittel genommen, brauchen Sie für die Fahrten keine Belege. Fahren Sie mit Ihrem Auto, dann schreiben Sie pro gefahrenen Kilometer 25 Pfennig auf. Dieser Kilometersatz ist aber nicht verbindlich.

Beiträge

Wer einer Gewerkschaft oder einer anderen Berufsorganisation angehört, darf die Beiträge als Werbungskosten geltend machen.

Berufskrankheit

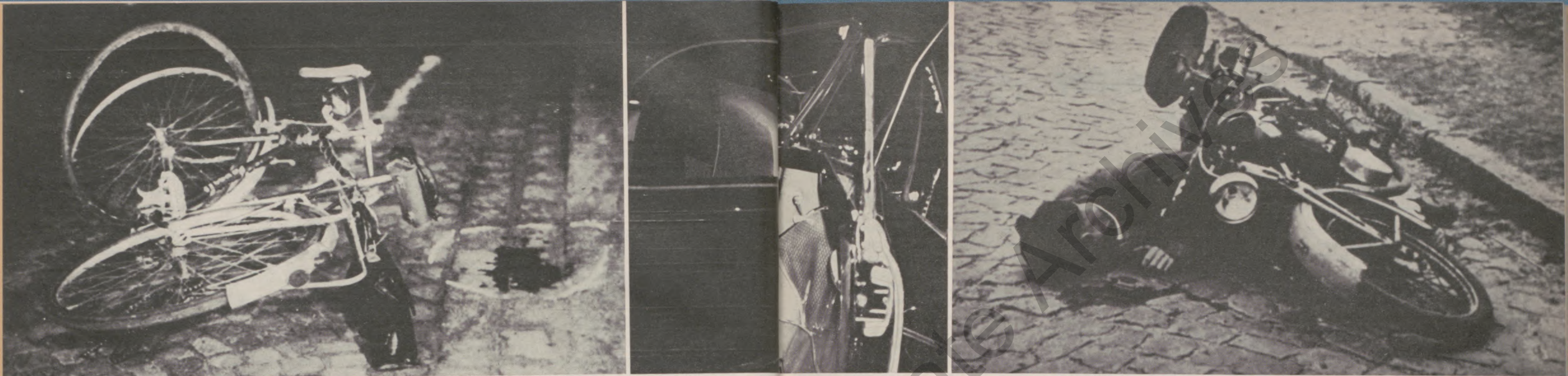
Krankheitskosten sind gewöhnlich keine Werbungskosten. Ausnahmen: Ausgaben für Krankheiten, die eine unmittelbare Folge eines Berufsunfalls oder eines Unfalls auf dem Arbeitsweg sind.

Sie können alle Ausgaben aufschreiben, die Sie aus eigener Tasche bezahlt haben: Arzt- und Krankenhauskosten, Kosten der Medikamente, Bäder, Kuren.

Pauschbetrag

Nehmen Sie nun Ihren Werbungskosten-Zettel zur Hand, auf dem Sie bis jetzt fleißig mitgeschrieben haben. Rechnen Sie alle Ihre Werbungskosten zusammen. Wie hoch ist die Endsumme? Liegt sie unter 564 Mark, dann braucht das Finanzamt ihre Aufstellung nicht. Denn 564 Mark erhalten Sie immer und automatisch, auch wenn die tatsächlichen Werbungskosten niedriger sind. Kommen Sie über 564 Mark, dann schreiben Sie alles noch einmal sauber ab. Davon machen Sie eine Durchschrift, oder Sie heben den ersten Zettel auf, damit Sie wissen, was Sie dem Finanzamt geschrieben haben.





**145 Wegeunfälle!
Muß das sein? —
2 davon waren tödlich!**

Kampf dem Unfall

Ausführungen des Leiters der Arbeitsschutzstelle Josef Hoff über das Unfallgeschehen 1966 anlässlich einer Tagung der Unfallvertrauensmänner am 19. Januar in Krefeld

Die Zahl der Unfälle ist 1966 weiter zurückgegangen, sie sank von 1,84% (1965) auf 1,75% im abgelaufenen Jahr und hat damit, solange sich die Zahlen zurückverfolgen lassen, den bisher tiefsten Stand erreicht. Leider mußten wir im vergangenen Jahr auch einen tödlichen Betriebsunfall beklagen.

1966 haben sich im Betrieb 1408 Unfälle zugetragen, davon waren 1310 meldepflichtig, also mit mehr als 4 Tagen Ausfallzeit, und 98 nicht meldepflichtig, also mit einer Ausfallzeit bis zu 4 Tagen. Ein Betrieb — die Werkzeugaufbereitung — hat seit 2 Jahren keinen Unfall mehr melden müssen. Das ist eine beachtliche Leistung.

Außer den Unfällen im Betrieb erlitten 145 Mitarbeiter Unfälle auf dem Wege zur Arbeit oder nach Hause, zwei von diesen Unfällen waren tödlich.

Das Unfallgeschehen des Jahres 1966 wurde beeinflusst durch den hohen Anteil der Gastarbeiter an der Belegschaft und eine große Zahl neueingestellter Mitarbeiter.

Im Durchschnitt des Jahres 1966 waren 1314 Gastarbeiter beschäftigt, das sind 19,5% der Belegschaft. Die Gastarbeiter verteilten sich in den Hauptgruppen auf folgende Nationen: Griechen 834, Italiener 262, Spanier 51 und Türken 47. Von den insgesamt 1408 Unfällen des Jahres 1966 entfielen auf deutsche Mitarbeiter 956, auf Griechen 320, auf Italiener 89, auf Spanier 17, auf Türken 17 und auf Angehörige weiterer Nationen 9. Die Unfallhäufigkeit betrug bei den Deutschen 1,48% (1965 = 1,55%), bei den Griechen 3,19%, bei den Italienern 2,83%, bei den Spaniern 2,78% und bei den Türken 3,01%. Die Unfallhäufigkeit der Gastarbeiter insgesamt verringerte sich von 4,23% im Jahre 1964 über 3,17% im Jahre 1965 auf 2,87% im Jahre 1966. Das ist eine Verbesserung gegenüber der Ausgangssituation um 32,1%.

Nun zur Unfallsituation der Gesamtbelegschaft. Im Jahre 1966 sind 22594 Schichten nicht verfahren worden, weil Mitarbeiter wegen

eines Arbeitsunfalls im Betrieb arbeitsunfähig waren. Das sind 1,13% der verfahrenen Schichten. Dieser Anteil betrug 1965 noch 1,32% und ist damit im Jahre 1966 um 14,4% zurückgegangen. Hier liegt einer der größten Gewinne aus der Verringerung der Unfallzahl.

Im Jahre 1965 entsprach die Ausfallzeit noch der Arbeitszeit von 87 Mitarbeitern (der Monat zu 25 Schichten gerechnet). Im Berichtsjahr entsprach die Ausfallzeit der Jahresarbeitszeit von 75 Mitarbeitern, oder anders ausgedrückt, täglich fehlten im Werk 75 Mitarbeiter, die wegen eines Unfalls nicht am Arbeitsplatz sein konnten. Daß diese Zahl immer noch zu hoch ist (sie entspricht etwa der Jahresarbeitsleistung eines Betriebes von der Größe der Vorblockputzerei oder der Straße 4), dürfte klar sein. Wenn man nur die Kosten aus der Vorbelastung heraus zieht und die Umlage für die Berufsgenossenschaft und andere nicht exakt meßbaren Kostenzahlen außer Betracht läßt, mußte im Laufe des Jahres 1966 DM 493 600,— aufgebracht werden. Dabei rangiert die Belastung je Kopf der Belegschaft in den einzelnen Betrieben von DM 0,00 in der Werkzeugaufbereitung bis zu DM 252,38 im Platin- und Transportbetrieb. Die durchschnittlichen Kosten je Kopf der Gesamtbelegschaft betrugen DM 78,—.

Wenden wir uns nun der Art der Unfälle zu. Im vergangenen Jahr zeigte folgendes Ergebnis: Betroffen wurden 55 Radfahrer, 39 Fußgänger, 22 Insassen von Pkw, 17 Mopedfahrer, 4 Benutzer der Straßenbahn, 4 Benutzer von Omnibussen und 2 Motorradfahrer. Es sind also die Zweiradfahrer, die mit insgesamt 51,7% am stärksten betroffen sind. Auch die töd-

lichen Verunglückten waren Rad- bzw. Mopedfahrer. Wenn man die Wegeunfälle daraufhin untersucht, ob sie sich auf dem Weg zur Arbeit oder nach Hause zugetragen haben, ergibt sich folgendes Bild: 89 Unfälle oder 62,2% ereigneten sich auf dem Weg zur Arbeit (auch die tödlich Verunglückten gehören dazu); 56 Unfälle oder 37,8% ereigneten sich auf dem Heimweg. Dieser erhebliche Unterschied in der Unfallhäufigkeit für die gleiche Wegstrecke dürfte nicht zufällig sein. Es ist wahrscheinlich, daß der Weg zur Arbeit in vielen Fällen unter dem Zwang zum schnelleren Fortkommen zurückgelegt wird — anders ausgedrückt, man geht oder fährt zu spät von Hause weg. Nach diesen Erläuterungen zum Unfallgeschehen 1966 noch einige Ausführungen über unsere Bemühungen zur Unfallverhütung. Ihr Schwerpunkt lag im vergangenen Jahr bei Schulungen für Kranführer, Bahnpersonal und Traktorfahrer sowie Benutzer von Schweiß- und Schneidgeräten. Bei 34 Zusammenkünften haben 639 Teilnehmer an Schulungen in der Arbeitsschutzstelle teilgenommen. In Zusammenarbeit mit dem Elektrobetrieb wurde die Ausbildung der Kranführer durch theoretische und praktische Unterweisung verbessert. Insgesamt wurden 90 Kranführer auf diese Weise ausgebildet. Im laufenden Jahr werden auch die schon länger tätigen Kranführer eine Nachschulung erhalten. Durch die Empfehlungen des Sicherheitsausschusses konnten in vielen Fällen über den betrieblichen Rahmen hinausgehende Sicherheitsanliegen erfüllt werden. Im Berichtsjahr haben 38 Mitarbeiter an Kursen der Schulungsstätte für

lich Verunglückten waren Rad- bzw. Mopedfahrer. Wenn man die Wegeunfälle daraufhin untersucht, ob sie sich auf dem Weg zur Arbeit oder nach Hause zugetragen haben, ergibt sich folgendes Bild: 89 Unfälle oder 62,2% ereigneten sich auf dem Weg zur Arbeit (auch die tödlich Verunglückten gehören dazu); 56 Unfälle oder 37,8% ereigneten sich auf dem Heimweg.

Dieser erhebliche Unterschied in der Unfallhäufigkeit für die gleiche Wegstrecke dürfte nicht zufällig sein. Es ist wahrscheinlich, daß der Weg zur Arbeit in vielen Fällen unter dem Zwang zum schnelleren Fortkommen zurückgelegt wird — anders ausgedrückt, man geht oder fährt zu spät von Hause weg. Nach diesen Erläuterungen zum Unfallgeschehen 1966 noch einige Ausführungen über unsere Bemühungen zur Unfallverhütung. Ihr Schwerpunkt lag im vergangenen Jahr bei Schulungen für Kranführer, Bahnpersonal und Traktorfahrer sowie Benutzer von Schweiß- und Schneidgeräten. Bei 34 Zusammenkünften haben 639 Teilnehmer an Schulungen in der Arbeitsschutzstelle teilgenommen. In Zusammenarbeit mit dem Elektrobetrieb wurde die Ausbildung der Kranführer durch theoretische und praktische Unterweisung verbessert. Insgesamt wurden 90 Kranführer auf diese Weise ausgebildet. Im laufenden Jahr werden auch die schon länger tätigen Kranführer eine Nachschulung erhalten. Durch die Empfehlungen des Sicherheitsausschusses konnten in vielen Fällen über den betrieblichen Rahmen hinausgehende Sicherheitsanliegen erfüllt werden. Im Berichtsjahr haben 38 Mitarbeiter an Kursen der Schulungsstätte für

Arbeitsschutz in Gelsenkirchen teilgenommen. Die uns zur Verfügung gestellten Plätze wurden voll ausgenutzt. Mit eigenen sowie durch die Berufsgenossenschaft bereitgestellten Plakaten und im Mitteilungsblatt wurde für die Sicherheit am Arbeitsplatz geworben. Den Unfallvertrauensleuten wurde regelmäßig Schulungsmaterial zugänglich gemacht. Die wirksamste Art der Sicherheitsarbeit wurde zweifellos in den Unfallsitzungen der einzelnen Betriebe geleistet, weil hier aus genauer Kenntnis der betrieblichen Umstände gezielte und praktikierbare Vorschläge gemacht werden konnten.

Das Berichtsjahr brachte uns den vorläufig niedrigsten Stand unserer Unfallstatistik. Die Unfallhäufigkeit von 1966 liegt um 40% niedriger als die von 1952. Wer täglich nur seine nähere Umgebung sieht und oft vergeblich gegen Trägheit und Gleichgültigkeit kämpft, kann leicht auf den Gedanken kommen: Es hat ja doch keinen Zweck! Mit diesen Zahlen wird das Gegenteil bewiesen: Es hat sehr wohl Sinn und Zweck, täglich von neuem den Kampf aufzunehmen. Trotzdem darf das bisher Erreichte nur eine Etappe auf dem Weg zu einem noch besseren Ergebnis sein. Wir wollen nicht vergessen, daß im vergangenen Jahr täglich noch 75 Mitarbeiter wegen Unfallfolgen der Arbeit fernbleiben mußten. Es besteht also kein Anlaß, auf irgendwelchen Lorbeeren auszuruhen. Unsere Unfallvertrauensleute werden nach wie vor an jedem Tag mit wacher Aufmerksamkeit ihrer Aufgabe nachgehen müssen. Wenn wir dann im nächsten Jahr feststellen können, daß die Unfallzahlen weiter gesunken sind, ist das unser schönster Lohn.

Dortmunder Mitarbeiter im Erdbebengebiet

Zwei Mitarbeiter unserer Magnetfabrik waren mit dem Technischen Hilfswerk in der Türkei

Am 19. August 1966 wurde Ostanatolien in der Türkei von einem schweren Erdbeben heimgesucht. Nach Meldungen und Berichten, die um die ganze Welt gingen, handelte es sich um eine Katastrophe größten Ausmaßes. Die Bundesregierung beschloß, eine Einsatzgruppe des Technischen Hilfswerkes zur Hilfeleistung in das Erdbebengebiet zu entsenden. 33 ehrenamtliche Helfer des THW aus den Ortsverbänden Köln, Bonn Dortmund wurden als Vorkommando ausgesucht. Unter den 10 Helfern der Dortmunder Gruppe waren auch die DEW-Mitarbeiter Peter Pagenkemper und Hans Beuth. Hans Beuth berichtet darüber:

„Am Freitag, dem 26. August, gegen 9 Uhr morgens, bestiegen wir am Flughafen Köln-Wahn eine Maschine der Bundeswehr. Die erste Flugetappe führte über Frankfurt — Stuttgart — Zürich — Mailand — Genua — an Rom vorbei — nach Neapel. Da dieser Flug für viele Helfer der erste war und wunderbares Flugwetter herrschte, war der Flug über die Alpenkette ein unvergeßliches Erlebnis.

Am 27. August ging es weiter über Brindisi — Athen — Chios mit Zwischenlandung in Izmir nach Ankara. Nach der Begrüßung durch die Deutsche Botschaft flogen wir mit einem türkischen Dolmetscher und einem Arzt weiter nach Erzurum, eine Stadt mit ca. 90 000 Einwohnern, in der sich Orient und Okzident überschneiden. Die Stadt liegt im Südosten der Türkei im Hochland von Anatolien in etwa 1800 m Höhe.

Voller Tatendrang wollten wir sofort in das Katastrophengebiet. Wegen verwaltungstechnischer Schwierigkeiten mußten wir uns aber noch etwas gedulden. Schließlich bekamen wir am Mittwoch die Genehmigung, mit Fahrzeugen des „Türkischen Halbmondes“ nach Hınıs zu fahren. In diesen Tagen des Wartens hatten wir gute Gelegenheit, uns an das Klima (ca. 40°C im Schatten) und an den durch die Höhe bedingten niedrigen Luftdruck zu gewöhnen.

Über eine Schotterstraße, die durch tiefe Schluchten und über hohe Berge führte, gelangten wir am Nachmittag des 31. August nach dem 160 km südlich von Erzurum gelegenen Hınıs. Hier wurde sofort mit dem Aufbau unseres Zeltlagers begonnen.



Bild oben: Krankenhaus Hınıs
Bild unten: THW-Helfer Beuth (2. v. l.)
und Pagenkemper (3. v. l.)

Hınıs ist mit 4500 Einwohnern nach Varto und Mus die größte der drei vom Erdbeben zerstörten Städte. Die Zahl der Todesopfer in Hınıs und den umliegenden Dörfern soll sich auf etwa 200 belaufen haben, doch konnte niemand etwas Genaues sagen.

Da die Toten alle geborgen waren und die Versorgung der Bevölkerung durch die türkische Armee und den „Roten Halbmond“ erfolgte, bestand unsere Aufgabe darin, teilzerstörte Gebäude zu sichern und Sachwerte vor weiterer Zerstörung zu bewahren.

Das Krankenhaus von Hınıs, das einzige im Umkreis von ca. 100 km, war so zerstört, daß es nicht mehr benutzt werden konnte. Ein Hilfskrankenhaus war in einer großen, modernen und daher fast unzerstörten Schule am Stadtrand von Hınıs eingerichtet worden. Auf dem Schulgelände befand sich auch unser Zeltlager. Eine Gruppe des THW machte sich am nächsten Morgen sofort an die Arbeit, Einsturzgefahren am Krankenhaus zu beseitigen, herunterhängende Decken einzureißen und Geräte, Lebensmittel und Medikamente zu bergen. Die Arbeit war sehr schwierig und gefährlich, so daß die

Helfer mit besonderer Vorsicht ans Werk gehen mußten.

Die andere Gruppe trug in mühevoller Arbeit das Dach und die erste Etage des Gebäudes der Kreisverwaltung ab, um das ganze Gebäude vor dem Einsturz zu bewahren. Das Erdgeschoß wies nur geringfügige Schäden auf und konnte auch weiter benutzt werden.

Auch die Elektriker der THW-Gruppe hatten eine ganze Menge zu tun. Für die noch erhalten gebliebenen Krankenhaus-Nebengebäude mußte eine neue Freileitung verlegt werden. Die zerstörten und herunterhängenden Leitungen zum Krankenhaus und zum Verwaltungsgebäude wurden abgebaut. Ferner wurden Fehler an verschiedenen Stellen des elektrischen Ortsnetzes beseitigt, neue Leitungen installiert und die Straßenbeleuchtung wiederhergestellt.

Eine weitere Gruppe konnte nach vielen Mühen eine etwa 15 km lange Wasserleitung reinigen und instandsetzen. Die Leitung wird von drei aus den Bergen kommenden Quellen gespeist. Das Erdbeben hatte einige Gesteinsverschiebungen zur Folge, die das Wasser dunkelbraun färbten. Für die verstaubten und verschwitzten Helfer, die abends von der Arbeit kamen, wurde im Lager eine Brauseanlage aus Benzinflaschen errichtet.

Am Sonntag, dem 11. September, ging es zurück nach Erzurum, von wo wir den Rückflug nach Deutschland antraten.

Diese drei Wochen waren für uns alle ein großes Erlebnis, obwohl sie mit Arbeit ausgefüllt waren. Wir konnten viele neue Eindrücke sammeln und haben gesehen, daß es noch eine ganze Menge Not und Elend auf der Welt gibt. In Hınıs war es besonders schlimm. Manchmal fühlten wir uns um hundert Jahre zurückversetzt. Die Frauen waren fast alle noch tief verschleiert und drückten sich scheu zur Seite, wenn sie uns Fremde sahen. Von den türkischen Männern wurden wir „Alemanis“ immer umringt und stürmisch begrüßt. Obwohl sprachliche Schwierigkeiten bestanden, haben wir uns mit der Bevölkerung sehr gut verstanden. Es gelang uns auch so nach und nach, die Leute zu begeistern und anzuregen, ihre zerstörten Lehmhütten langsam wieder aufzuräumen. Sie tragen ihr Elend und Leid mit einer uns Mitteleuropäern unverständlichen Ruhe und Gleichgültigkeit, deren Ursachen vielleicht im mohammedanischen Glauben und in der ganzen Mentalität der Orientalen zu suchen sind.

Nach drei erlebnis- und arbeitsreichen Wochen waren wir froh, als wir wieder gesund unseren heimatlichen Boden betraten und an die gewohnte Arbeit bei DEW gehen konnten.“

Heinz Prodöhl:

IN DER NEUEN WELT

Ein Reisebericht in Fortsetzungen

Die Vorbereitungen der diesjährigen Weihnachtsbuchausgabe machten für den Autor, den Schriftleiter unseres Mitteilungsblattes, eine Reise in die Vereinigten Staaten notwendig. Der Niederschlag der Reise ist das Buch, das in diesen Tagen allen deutschen und deutschsprachigen Mitarbeitern als 12. Weihnachtsbuchgabe der DEW ausgehändigt wird. Da im Text in erster Linie andere Autoren zu Wort kommen, veröffentlichen wir im Mitteilungsblatt in Fortsetzungen einen ausführlicheren Bericht über Einzelheiten der Amerikareise.

Washington

Prompt verschlafe ich mich. Ich habe vergessen, mich wecken zu lassen. In aller Eile ziehe ich mich an, werfe die letzten Sachen in den Koffer und stürze zum Fahrstuhl. Draußen gleich in ein Taxi. „Zum Kennedy Airport.“ Viel zu langsam windet sich das Auto durch den sich von Minute zu Minute steigernden Verkehr. Nach einer knappen halben Stunde ist der Flughafen

erreicht. Gott sei Dank, die Zeit reicht gerade noch. Von dem Taxi aus wird mein Gepäck sofort zum Stand der betreffenden Fluggesellschaft expediert. Nachdem ich in die Passagierliste eingetragen bin, habe ich sogar noch Zeit für eine Tasse Kaffee. An der großen Theke herrscht Hochbetrieb, trotzdem findet mich der Gepäckträger, der meinen Koffer besorgt hatte. Irgendetwas stimmt nicht, ich verstehe nicht alles, was er sagt. Also noch einmal zurück zum Stand. Hier erfahre ich, daß vom Deutschen Reisebüro für mich ein Flug nach Baltimore gebucht worden ist. Baltimore und Washington haben einen gemeinsamen Flugplatz, der über 40 km von Washington entfernt ist. Washington selbst hat aber einen zweiten Flugplatz direkt in der Stadt. Da ich nach Washington wollte, sei doch dieser Flugplatz für mich vorteilhafter. „Sicher. Kann ich umbuchen?“ – „Natürlich.“ So geschieht es denn, und ich habe plötzlich noch eine Stunde Zeit, was mir nach der Hetze nicht unangenehm ist.

Die Maschine nach Washington ist ein Propellerflugzeug, eine DC 6. Sie ist voll besetzt. Ich habe Glück und erhalte einen Fensterplatz mit prachtvoller Sicht. Kein Wölkchen ist am Himmel, als wir starten und in

einem weiten Bogen, aus dessen Mittelpunkt die Wolkenkratzer von Manhattan zu uns herübergrüßen, zunächst aufs Meer hinausfliegen. Weit südlich von New York wenden wir uns wieder dem Land zu, in das tiefe Meeresbuchten einschneiden. Es ist ein freundlicher Flug in etwa 3000 m Höhe, der gerade ausreicht, um einen ausgezeichneten Lunch – zartes Rindfleisch, Böhnchen, Salat, süße Brötchen, eine Karamelspeise, Obst und Kaffee – zu genießen. Kaum sind die Plastiktablets abserviert, kommt schon die Aufforderung zum Anschnallen, kurze Zeit später die Bitte, das Rauchen einzustellen. Dann geht es sehr schnell. Der Potomac mit seinen lehmigen Wassern stürzt auf uns zu, man hat das Gefühl, daß die inzwischen ausgefahrenen Räder die Wellen berühren müßten, ein Sprung ans Ufer und schon landet die Maschine sicher auf dem National Airport. Es ist unwahrscheinlich, was dieser Flugplatz, der praktisch mitten in der Stadt liegt, leistet. In jeder halben Minute des ganzen 24stündigen Tages landet oder startet eine Maschine.

Beim Verlassen der Maschine (air condition) schlägt mir eine Welle warmer Luft entgegen. 22 Grad zeigt das Thermometer – auf Celsius umgerechnet. In Amerika mißt man in Fahrenheit. Mit Mantel, Hut und Koffer gerate ich gehörig ins Schwitzen, als ich etwa 600 Meter bis zum Stand der Delta-Fluglinie zurücklegen muß, wo ich gleich den nächsten Flug (in zwei Tagen) eintragen lassen will. Zu meinem Pech ist die ganze Plackerei vergeblich, da ich zu dem folgenden Flug vom 40 km entfernten Dulles International Airport starten muß. Immerhin erfahre ich, daß ein Busdienst zu diesem Flugplatz besteht, der mich um 6.50 Uhr vom Hotel abholen wird.

Dieses Hotel, zu dem ich mich mit einem Taxi bringen lasse, verdient die Bezeichnung Luxushotel. Es liegt im Grünen außerhalb des Stadtzentrums. Von einem offenen Fünfeck gehen strahlenförmig vier weitere Wohnblocks aus. Fast alle 1464 Zimmer haben Balkon, alle air condition, Radio, Fernsehen, Bad oder Dusche. Mein Zimmer liegt im Hochparterre. Im lichtgrün gekachelten Badezimmer Berge von Handtüchern und Badetüchern, selbstverständlich mehrere Stück Seife, präparierte Papierservietten zum Reinigen der Schuhe, in der Schreibtischschublade Briefpapier, Briefumschläge, Ansichtskarten, Stadtpläne, überall im Raum bunte, mit Reklamesprüchen verzierte Streichholzpackungen. Solche Großzügigkeit findet man mehr oder weniger in allen amerikanischen Hotels. Seife jedenfalls braucht sich der Gast aus Deutschland nicht mitzubringen.

Das Leben aus dem Koffer hat seine festen Regeln, das Auspacken nach der Ankunft, das Einpacken vor der Abfahrt und dazwischen, seitdem es die Kunststoffe gibt, die Prozedur des Waschens. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Wäschestücken man auskommt, wenn man die Wascharbeit regelmäßig durchführt. Natürlich haben alle amerikanischen Hotels ein glänzendes Service. Man kann zu jeder Zeit seine Wäsche waschen lassen, aber das kostet natürlich Dollar, mit denen der Besucher aus Deutschland rechnen muß, da der leidige Wechselkurs von DM 4,- für einen Dollar (während der reale Wert eines Dollars höchstens DM 2,- beträgt) recht belastend ist.

Für den Nachmittag steht ein Besuch bei Gerd Ruge vom Zweiten Deutschen Fernsehen auf dem Programm. Herr Drechsler hat mir am Abend vorher versprochen, mich bei ihm anzumelden, ich solle aber in New York nochmals rückfragen, ob er ihn erreicht habe. So führe ich denn mein erstes Ferngespräch in Amerika, was zunächst nicht ganz einfach ist, da es auch noch vom Empfänger bezahlt werden soll. Es ist schon ein Unterschied, ob man einen lebendigen Partner vor sich hat und ihm etwas in seinem Schulenglisch erklärt oder einen Apparat, an dessen anderem Ende exakte Fragen auf exakte Antworten warten. Nach einigen Mißverständnissen klappt es, und ich erhalte die gewünschte Verbindung.

Eine halbe Stunde später sitze ich bei einem Glas eisgekühlter Cola Gerd Ruge gegenüber, dem der Plan unseres Buches sehr imponiert (natürlich auch die Tatsache, daß wir überhaupt solche Bücher herausgeben) und der mir einige wertvolle Anregungen gibt. Da das Büro des ZDF in Georgetown liegt, im historisch ältesten Teil Washingtons, rät er mir zum Abschluß unserer Begegnung zu einem Spaziergang durch die Straßen dieses alten Stadtviertels.

Ich befolge seinen Rat und gewinne bezaubernde Eindrücke. Seit einigen Jahrzehnten ist Georgetown die bevorzugte Wohngegend der reichen Washingtoner Familien. Auch Frau Kennedy hat hier nach der Ermordung ihres Gatten gewohnt, bis sie von der lästigen Neugier der Besucher, die sie und ihr Haus sehen wollten und deren Wagen die Straßen verstopften, vertrieben wurde. Die Häuser oder wenigstens die Fassaden stammen meist aus dem 18. Jahrhundert. Sie sind lebenswürdig und geschmackvoll restauriert worden. Im Innern sind die so entstandenen historischen Villen natürlich hochmodern und mit allen Raffinessen des amerikanischen Wohnkomforts ausgestattet. Meist wird die Vorderfront von einem über-

dachten Säulenvorbau gebildet. Es ist englischer Kolonialstil, wie man ihn häufig in den Staaten findet – selbst bei neueren Häusern. Die Villen liegen inmitten zauberhaft angelegter und gepflegter Gärten, und in diesen Gärten blüht es und grünt, wie es schöner kaum blühen und grünen kann. Besonders eindrucksvoll sind die vielen Tulpenbäume mit ihren vollen, zartrosa Blüten. Lange wandere ich durch die stillen Straßen, die leicht bergauf führen und schließlich in parkartigen Wald übergehen.

Es dämmt schon, als ich auf einen Polizeijeep stoße. Die Beamten zeigen mir den Weg zur nächsten Omnibushaltestelle. Von hier fahre ich an ausgedehnten Universitätsanlagen vorbei in die Stadt und zu meinem Hotel zurück. Im Hotel ist allerhand los. In rascher Folge fahren Wagen vor, einer größer, einer schöner als der andere. Im Foyer patrouillieren Polizisten und Kriminalbeamte in Zivil mit tragbaren Funksprechgeräten. Es muß sich um allerhöchste Kreise handeln. Die kostbaren Garderoben und der Schmuck der Damen, die Herren alle im Frack, wirken wie ein Märchen aus einer anderen Welt.

Um noch etwas von diesem Glanz mitzukriegen, ziehe ich mich schnell um und gehe ins Foyer zurück. Von einem bequemen Sessel aus lasse ich das Défilée der großen Gesellschaft auf mich wirken. Es dauert nicht lange, da bekomme ich Gesellschaft, ein älteres amerikanisches Ehepaar. Auch ihr Auftritt ist eindrucksvoll, wenn auch auf andere Art. Am Eingang zur Hotelhalle erscheint zunächst „sie“ – sehr elegant, sehr gut angezogen. Ihr bescheidener gekleideter Mann – mit allen möglichen Utensilien bepackt – folgt und bleibt etwas hinter ihr stehen. Einen Augenblick mustert sie den Raum, dann hat sie den freien Sessel in meiner Nähe entdeckt. Ein winziges Kopfnicken und die beiden – sie voran – kommen zu mir herüber. Der Sessel steht wohl nicht sehr günstig – wieder ein kleiner Wink – und der bepackte Ehemann schiebt ihn solange zurecht, bis die Stellung ihre Billigung findet. Dann rückt er ihr noch die Kissen bequem und legt ihr, während sie sich setzt, den Schal, den er bisher getragen hatte, sorgsam und liebevoll über die Schultern. Nun erst sieht er sich nach einer eigenen Sitzgelegenheit um, die er schließlich in einem etwas entfernt stehenden Hocker findet. Das ist amerikanische Höflichkeit der Frau gegenüber, wie sie eindrucksvoller kaum demonstriert werden kann. Diese Höflichkeit und Verehrung der Frau – ich habe sie immer wieder angetroffen – geht wohl auf die Pionierzeit zurück, auf

die Welt der Männer, der Jäger und Trapper, der Goldsucher und Glücksritter, in der nur wenige Frauen anzutreffen waren, vielleicht auch auf die Courtoisie der Südstaaten. Sie bringt einen rührend altmodischen Zug in das supermoderne Amerika.

Übrigens sind meine beiden Nachbarn reizende Menschen, wie sich etwas später im Gespräch herausstellt. Sie gehört sicherlich vielen Komitees und Wohltätigkeitsverbänden an, denn am öffentlichen Leben nehmen die Amerikanerinnen äußerst tätigen Anteil. Ihr Mann, so erfahre ich, ist ein hoher Offizier der amerikanischen Marine. Viele Jahre hatten sie auf Hawaii, den Philippinen und in Japan verbracht.

Unsere Bekanntschaft kommt durch eine Bemerkung über die Gesellschaft zustande, die im Ballsaal feiert. Ich habe die Bemerkung nicht verstanden und sage entschuldigend, daß ich Deutscher sei. Sofort werde ich mit Fragen überschüttet. Die erste ist natürlich „How do you like America? – Wie gefällt Ihnen Amerika?“, aber dann kommen sehr vernünftige Fragen nach den Lebensverhältnissen in Deutschland, nach dem Wohnproblem, nach den Interessen der deutschen Frau an Bildung und Politik. Beide möchten auch wissen, wie es im anderen Deutschland aussieht. Nebenbei erzählt sie mir, daß sie zwei erwachsene Söhne habe, denen sie jedem einen VW geschenkt habe. Der VW sei „a wonderful car“ und die deutsche Arbeit sehr zu loben. Tatsache ist, daß der VW heute zum amerikanischen Straßenbild genauso dazugehört wie zum deutschen. Wir plaudern eine ganze Weile, bis sich bei mir der Hunger meldet. Seit dem Flug habe ich ja nichts mehr gegessen. So verabschiede ich mich schließlich mit guten Wünschen für die beiden und ihr Land und esse in einem hübschen Restaurant des Hotels zu Abend.

Sight-seeing nennt man die organisierten Besichtigungsfahrten, die eiligen Besuchern einen ausgezeichneten Überblick über die Schönheiten der Landschaft und Bauwerke der Städte geben. In allen größeren Orten gibt es diesen Dienst, der zahlreiche halbtägige oder ganztägige Fahrten, oft auch mehrtägige Exkursionen anbietet. Besonders sorgfältig arbeitet die Gray-Line Company, die über gut geschultes Personal und langjährige Erfahrung verfügt. Man sitzt in bequemen, air-conditioned Bussen, die gute Sicht bieten, obwohl die Fenster zum Schutz gegen die Sonne dunkel getönt sind. In den großen Hotels kann man für die einzelnen Fahrten Karten lösen, meist wird man auch vom Hotel abgeholt.

In Washington habe ich mich für eine ganztägige, ca. 10 Stunden dauernde Fahrt entschieden, die zu allen wichtigen Sehenswürdigkeiten führt. Im Preis von 18 Dollar ist das Mittagessen eingeschlossen. Eine nette Geste schafft gleich zu Beginn eine verbindliche Atmosphäre. Jeder Teilnehmer wird aufgefordert, seinen Heimatstaat zu nennen. In der Reisegesellschaft dominieren die Amerikaner, sie kommen aus Oregon, Michigan, aus Massachusetts und vielen anderen der 50 Staaten. Aber auch 4 Engländer, 2 Kanadier und 2 Philippinos gehören zu unserer Gruppe. Jede Vorstellung wird freundlich, aber unbeteiligt verfolgt, bis ich an die Reihe komme. Als ich Germany sage, ziehe ich allgemeine Aufmerksamkeit auf mich. Alle sind im Laufe der Fahrt ausgesprochen freundlich zu mir.

Ein Teil der Sehenswürdigkeiten wird vom Wagen aus erklärt, an den wichtigsten Punkten steigen wir aus. Da ständig viele Busse unterwegs und die Parkmöglichkeiten vor den Besichtigungsobjekten beschränkt sind, werden jeweils Rückkehrzeit und Treffpunkt vereinbart. Danach ist jeder auf sich gestellt, wenn nicht bei besonderen Stationen Gesamtführungen eingeschaltet werden. Anfangs ist es für mich nicht einfach, Kontakt zu halten, besonders im Capitol, wo tausende Besucher mit Führungen unterwegs sind, aber im Laufe der Besichtigungsfahrt lebe ich mich gut ein. Nach offiziellen Schätzungen wird Washington jährlich von 1,5 Millionen Touristen besucht.

Es ist eine sehr schöne Stadt mit großzügigen Anlagen, imposanten Bauwerken, nationalen Erinnerungsstätten, berühmten Museen und ebenso berühmten Hochschulen, eine Stadt im Grünen mit prachtvollen Gärten und Anlagen. Die Hauptstadt der Vereinigten Staaten hat einen besonderen Status, die Buchstaben D. C. hinter ihrem Namen deuten es an. D. C. bedeutet District Columbia und besagt, daß der Distrikt, auf dem sich die Stadt ausbreitet, zu keinem der 50 Staaten gehört oder – wenn man so will – zu allen. Es ist der separate Regierungssitz, dessen Einwohner nicht am allgemeinen Wahlrecht teilhaben.

Trotz der frühen Jahreszeit meint es die Sonne gut, als wir zum erstenmal vor dem Capitol den Bus verlassen. Der gewaltige Bau (250 m lang und 120 m breit) liegt auf einem kleinen Hügel inmitten eines großen Parks. Breite Marmorstufen führen imposant zu dem von einer hohen Kuppel gekrönten Mitteltrakt, an den sich auf der einen Seite die Sitzungsräume der Repräsentantenkammer, auf der anderen die des Senats anschließen.

Abgeordnete und Senatoren werden vom Volk gewählt, die 100 Senatoren, je 2 für jeden der 50 Staaten, auf 6 Jahre, die 435 Abgeordneten, gemäß der Bevölkerungszahl der einzelnen Staaten, für 2 Jahre. Beide Häuser zusammen bilden den Kongreß.

Vorbei am Washington Monument, einem Marmorturm in Form eines Obelisk von 185 m Höhe zu Ehren des ersten Präsidenten der Staaten, fahren wir zum Lincoln Memorial. In seiner ergreifenden Schlichtheit, in der das edle Baumaterial – Marmor – voll zur Geltung kommt, ist es eines der schönsten Bauwerke der Stadt. Im weiten



Lincoln-Memorial

Innenraum steht nur die überlebensgroße Statue Abraham Lincolns, der 1860 zum Präsidenten gewählt wurde. Seine Wahl entfachte den Bürgerkrieg zwischen den Süd- und Nordstaaten, der die Nation weit über die eigentliche Kriegszeit hinaus gespalten hat. Der Krieg endete bekanntlich mit dem Sieg des Nordens und hatte die Befreiung der Sklaven zur Folge. Am 1. Januar 1863 wurden alle Sklaven zu freien Bürgern erklärt. Zwei Jahre später wurde Lincoln von einem Fanatiker bei einem Theaterbesuch erschossen.

Wo wir auf unserem Rückweg zum Bus die Straße kreuzen, regeln schwarze Polizistinnen den Verkehr. Das erinnert daran, daß 50 Prozent der Bevölkerung Washingtons Schwarze sind. Hier in der Bundeshauptstadt führen sie ein verhältnismäßig angenehmes Leben. Ihre Wohnviertel sind zwar auch überfüllt und demzufolge weniger gepflegt, haben aber ein wesentlich freundlicheres Aussehen als die meist trostlos verfallenen Wohnviertel der Schwarzen sonst in den großen Städten. Irgendwann auf der Fahrt ein Bild wie aus dem Bilderbuch: Auf einer mehrstufigen Haustreppe sitzt eine schwarze Familie in der Sonne, die Mutter hat das jüngste Baby im Arm, neben ihr der Vater und darum wie die Orgelpfeifen mindestens zehn weitere Kinder.

Unsere nächste Station ist das Weiße Haus, der Wohnsitz des amtierenden Präsidenten.

Man kann in zwei Vormittagsstunden fünf der prunkvollen Räume im Erdgeschoß besichtigen, was wohl jeder in Washington weilende Amerikaner tut. So treffen wir denn auch auf eine viele hundert Meter lange Schlange von Wartenden, die sich Schritt für Schritt einer Seitentür des Hauses zubewegt. 15 000 Menschen sollen täglich diesen Pilgerzug – denn das ist er für die Amerikaner – mitmachen. Auch wir stellen uns an. Während des langsamen Vorrückens habe ich Muße, den hübschen Garten zu bewundern, auf dessen Rasenflächen zierliche Eichhörnchen spielen.

Überraschend schnell haben wir die Innenräume erreicht. Der vorgeschriebene Rundgang ist durch Seile gekennzeichnet, die eine Gasse zwischen den Möbeln freilassen. Trotzdem reckt sich manche Hand darüber, um einmal die mit kostbaren Brokaten geschmückten Möbelstücke ehrfurchtsvoll zu berühren. Die Gesamteinrichtung, so kostbar sie ist, hat etwas Museales. Aber in diesen Räumen wurde und wird Geschichte gemacht. Das hebt sie eindringlich hervor. Die Bilder an den Wänden stammen meist aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Umso überraschter ist man über einen duftigen Renoir, der plötzlich einen Hauch von menschlicher Wärme in diese kalt-repräsentative Umgebung zaubert. Madame Kennedy soll für seine Anwesenheit verantwortlich sein.

Als wir durch die hohe Säulenvorhalle das Haus verlassen, ist die Straße von demonstrierenden Menschengruppen belebt, die mit Plakaten und Spruchbändern gegen den Vietnamkrieg protestieren. Polizisten stehen gelangweilt daneben. Sie achten nur darauf, daß der Zug in Bewegung bleibt. Solange sich die Menschen nicht zusammenrotten, sind Protestaktionen – auch vor dem Amtssitz des Präsidenten – selbstverständlich erlaubt.

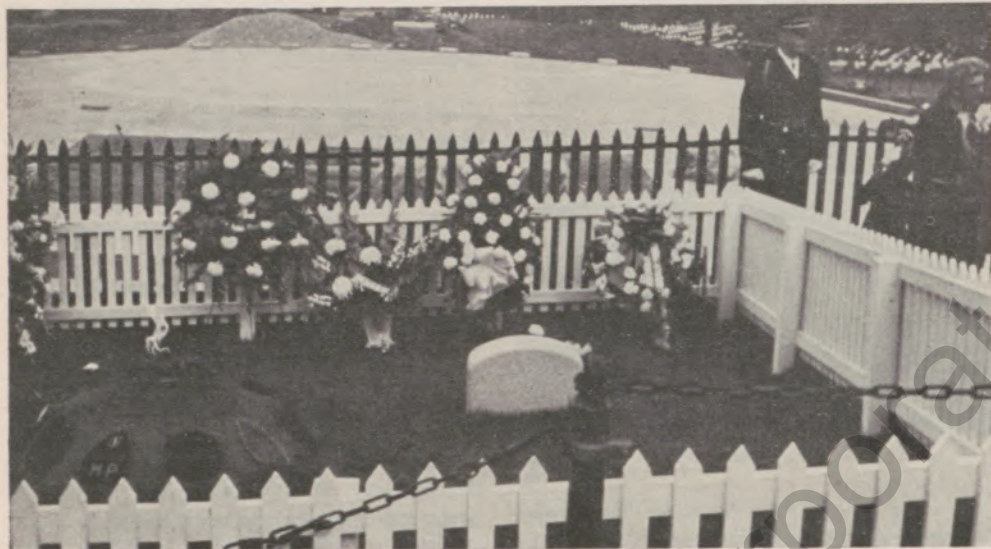
In einem stilvollen Lokal am Potomac nehmen wir das Mittagessen ein. An meinem Tisch ist die Unterhaltung recht lebhaft. Alle wollen wenigstens einige Fragen über „Old Germany“ beantwortet haben.

Außerhalb der Stadt, schon auf dem Gebiet Virginia, liegt, über viele Hügel sich hinziehend, der Nationalfriedhof Arlington, den wir anschließend besuchen. Hier ruhen viele tausende Tote, der namenlose Soldat neben dem Nationalhelden. Nur schlichte weiße Steinkreuze, meist ohne Namen, schmücken ihre Gräber, die ohne Einfassung in die Rasenflächen eingebettet sind. Auch John F. Kennedy hat hier seine Ruhestätte gefunden. Sichtlich ergriffen zieht ein ununter-

brochener Strom von Besuchern an seinem provisorischen Grab vorbei. Marinesoldaten halten die Ehrenwacht, eine ewige Flamme flackert im Wind. Etwas weiter unten wird an der endgültigen Grabstätte gearbeitet, die ein Säulenrund zieren soll. Zeitungsmeldungen zufolge ist sie inzwischen fertiggestellt.

Es ist Nachmittag geworden, als wir am Pentagon vorbei, dem wohl größten Bürogebäude der Welt, in dem das Kriegsmini-

lichen noch so erhalten, wie er zu Washingtons Zeit ausgesehen hat. Nur an die Stelle der Felder sind parkähnliche Wälder getreten. Liebevoll haben die Amerikaner die Einrichtung des Hauses betreut und konserviert. Alles und jedes Gerät ist entweder echt oder mit minutiöser Genauigkeit nachgebildet. Das geht soweit, daß in den Küchenräumen Erbsen und Bohnen auf ihre Zubereitung warten, daß im Kamin ein künstliches Feuer brennt, daß in den Stallungen



Grab von John F. Kennedy auf dem Friedhof in Arlington

sterium 35000 Mitarbeiter beschäftigt, Richtung nach Mount Vernon nehmen. Wir wollen dem Landsitz von George Washington einen Besuch abstatten.

General Washington war es, der die amerikanischen Truppen in ihrem Befreiungskampf vom Joch der englischen Kolonialherrschaft führte. Viele Jahre hat dieser Krieg gedauert, in dem am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit proklamiert und schließlich – 7 Jahre später – errungen wurde. General Washington war der erste Präsident der Vereinigten Staaten, nachdem sich das Volk eine Verfassung gegeben hatte, in deren Mittelpunkt die Freiheit steht.

Ein kleines Landstädtchen liegt auf unserem Weg, Alexandria. Wenn der moderne Verkehr nicht wäre und die schreiende Reklame der vielen Tankstellen, könnte man sich ins 18. Jahrhundert zurückversetzt fühlen. Die meisten Häuser stammen noch aus dieser Zeit. Wir besichtigen die Kirche, in der Washington, wenn er auf seinem Gut war, regelmäßig dem Gottesdienst beiwohnte. Sie ist kalt und streng, aber gerade wegen ihrer Strenge auch besonders weihevoll. Neben der Kanzel sieht man Fahnen aus dem Freiheitskampf.

Mount Vernon liegt auf einer Anhöhe über dem Potomac. Der Gutshof ist im Wesent-

ausgestopfte, Pferde wie ihre echten Vorgänger zu Washingtons Zeit stehen, daß die Kutsche zur Benutzung bereit ist, alles leblos aber lebensähnlich. Es ist ein Museumsbereich von bildhafter Ausdruckskraft, das jährlich Millionen Besucher anzieht. In den Räumen und Anlagen herrscht ein unablässiges Kommen und Gehen, meist sind es ganze Familien oder Schulklassen, die mit ernsten Mienen alles bestaunen, was hier an die vergangene, große Zeit erinnert.

Ich habe mich dem allgemeinen Rundgang angeschlossen, der durch die Arbeits-, Wohn- und Schlafräume führt, zu den Küchen und Stallungen und schließlich auch noch zu den Behausungen der Sklaven, die ja zu Washingtons Zeit die groben Arbeiten verrichteten. Etwas tiefer am Berghang besuche ich das Grab Washingtons, ein schlichtes Denkmal, an das die Besucher ehrfurchtsvoll herantreten. Hier ganz besonders spürt man den Stolz der Amerikaner auf ihre Geschichte.

Nach 10stündiger Fahrt – mit Eindrücken vollgestopft – kehren wir in die Stadt und zum Hotel zurück. Die Abendstunde benutze ich, um Post zu erledigen. Verwandte und Bekannte erwarten natürlich Grüße aus Amerika. Dann heißt es wieder Koffer packen, morgen geht es neuen Eindrücken entgegen.

New Orleans

Am frühen Morgen fahre ich mit einem Kleinbus zum Dulles International Airport, von wo ich mit einer Düsenmaschine zum Nonstop-Flug nach New Orleans starte. Die Organisation auf den Flugplätzen ist trotz der vielen Fluggesellschaften vorzüglich. Jede Gesellschaft hat eigene Flugsteige, zu denen man oft hunderte von Metern laufen muß. In den Warteräumen an den Flugsteigen, in denen sich die Gäste für den speziellen Flug einfinden, hängen Aufrisse der jeweiligen Maschine. Wo sich die Sitze befinden, sind nummerierte Kärtchen eingesteckt, unter denen man sich den gewünschten Sitzplatz aussuchen kann. Wer früh kommt, hat die beste Auswahl. Das Gepäck gibt man schon in der Empfangshalle am Schalter der betreffenden Fluggesellschaft ab. Bei der Ankunft wird es überraschend schnell einer Sammelstelle zugeleitet, die sich im Erdgeschoß des jeweiligen Hauptgebäudes befindet. Rollgänge drücken es auf große rotierende Scheiben, an denen die Fluggäste es in Empfang nehmen können. Unwahrscheinlich für europäische Besucher ist der Betrieb auf den Lande- und Startbahnen. Ununterbrochen rollen Maschinen zum Start, ununterbrochen landen Maschinen. Da sich Start- und Landebahnen oft schneiden, kommt es immer wieder zu einem kurzen Stau, dann sammeln sich im Nu 6 bis 8 Maschinen, die auf Starterlaubnis warten. Beim Landen ist es ähnlich. Über jedem Flugplatz kreisen immer mehrere Maschinen, die auf Landeerlaubnis warten. Ist sie erteilt, setzen in kürzesten Abständen 3 bis 4 von ihnen zur Landung an. Erfolgt die Landung in einer Schleife, kann man von seinem Sitz aus oft die rückwärtigen Maschinen im Landepulk dicht hinter der eigenen sehen. Es ist fast ein Wunder, daß alles so glatt geht.

Über 2 Stunden dauert der Flug bei strahlendem Sonnenschein. Trotz der großen Höhe ist die Erdsicht ausgezeichnet. Wir überfliegen die von dichten Wäldern bedeckten Gebirgsketten der Alleghenies, die in höheren Lagen noch eine kräftige Schneedecke tragen. Dann öffnet sich ein breites Tal, in dem zahlreiche Staustufen und Wasserkraftwerke zu erkennen sind. Es ist das Tal des Tennessee-River, an dem in der Roosevelt-Ära das berühmt gewordene Exempel einer Gemeinschaftslösung auf Bundesebene statuiert wurde. Während sonst in den Vereinigten Staaten die Privatlösung bevorzugt wird, hatte man hier zugunsten einer gewaltigen Anstrengung auf sie verzichtet. Staatliche Stellen waren für das riesige Bauvorhaben allein verantwortlich, das die Landschaft dreier Staaten – Kentucky, Tennessee und Alabama – grundlegend geändert

hat. Ein gewaltiges Gebiet, bis dahin wegen der verheerenden Überschwemmungen für die Landwirtschaft wenig brauchbar, wurde zu fruchtbarem Ackerland, während es durch die neugewonnene elektrische Energie auch industriell erschlossen wurde.

Nach anderthalb Flugstunden wird das Land flacher. Wir nähern uns der Tiefebene um den Golf von Mexico, dessen Wasser kurz vor der Landung in einer Dunstwolke zu

gen, die vor uns liegenden Fahrzeuge mal rechts, mal links überholend (das ist erlaubt), aber immer peinlich genau die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit einhaltend – auf dem 4spurigen Highway der Stadt entgegenlenkt, erzählt er mir, daß er und seine Schwester, die ihm den Haushalt führt, zum Abendessen 6 Kilo Austern als Vorspeise betrachten. Als er merkt, daß ich Deutscher bin, stellt auch er gleich die bekannte Frage: How do you like America?

sterung kaum teilen, auch wenn einige beeindruckende Motive im „French Quarter“ ihn zum Fotoapparat greifen lassen.

Da ich im Flugzeug gut gepflegt worden bin, verzichte ich auf das Mittagessen. Ein ausgedehnter Spaziergang soll mir Eindrücke von der Stadt vermitteln. Mein erster Weg führt zur Canal Street und hinunter zum Mississippi. Eine alttümliche Straßenbahn kreuzt meinen Weg. Sie hat statt der



Ausflugsdampfer auf dem Mississippi



Straßenmusikanten in New Orleans

erkennen sind. Es ist eine eigenartige Landschaft, über der wir zur Landung ansetzen. Meilenweit erstrecken sich Wasserflächen und Sümpfe. Ganze Wälder stehen im Wasser. Der trostlose Anblick wird durch einzelne Bohrtürme und Öllachen eher unterstrichen als gemildert.

In einem Taxi fahre ich die rund 18 Kilometer vom Flugplatz in die Stadt. Die Identitätskarte mit Lichtbild und Namensangabe, die sich in jedem amerikanischen Taxi gut sichtbar befindet, verrät mir, daß mein Fahrer italienischer Abstammung ist. Angelo heißt er mit Vornamen, der Nachname ist mir entfallen. Angelo – Engel. Nun, er sieht gar nicht engelmäßig aus. Der Schweiß perlt ihm über das breite Gesicht, das schwarze Bartstoppeln und eine fleischige Nase zieren. Das Leuchtthermometer auf dem Flughafen zeigt immerhin schon 80 Grad Fahrenheit (26°C) – und das in der letzten Märzwoche. Angelo ist kolossal dick, Kopf und Körper scheinen eins. Unter dem buntkarrierten Baumwollhemd wölbt sich der Bauch. Die kurzen, dicken Beine stecken in schwarzen Hosen aus sehr dünnem Stoff, die jeden Augenblick aus den Nähten zu platzen scheinen.

Während er mit einer Mischung von Nachlässigkeit und Eleganz den schweren Wa-

Und er strahlt dabei über das ganze gutmütige Gesicht, der kleine, dicke, schwitzende, sicherlich nicht allzuviel Geld verdienende Amerikaner, dessen Wiege irgendwo in Italien gestanden hat, strahlt so voller Stolz, daß sein Name, Angelo, plötzlich gar nicht mehr so unpassend scheint.

Eine gewaltige, aber unerhört leicht und elegant wirkende Brücke läßt schon von weitem den Mississippi ahnen, an dessen Ufer kurz vor der Mündung in den Golf New Orleans 1718 von Franzosen gegründet wurde und zu Ehren des Herzogs von Orléans seinen Namen erhielt. Rund 40 Jahre stand die Stadt unter spanischer Herrschaft, kam für kurze Zeit wieder an Frankreich zurück und wurde 1803 mit dem Gebiet von Louisiana, das alles Land westlich des Mississippi von der heutigen kanadischen Grenze bis zum Golf von Mexico umfaßte, von Napoleon für 15 Millionen Dollar an die Vereinigten Staaten verkauft.

Vergangenheit hat den Charakter dieser Stadt geprägt, die auch heute noch wenig amerikanisch wirkt. Sie gilt als eine der größten Sehenswürdigkeiten in den Staaten – mit amerikanischen Augen gesehen. Der Europäer, der trotz der vielen Kriege in der mehr als 200jährigen Geschichte seines Kontinents überall von Zeugnissen der Vergangenheit umgeben ist, kann diese Begei-

Nummer einen Namen. Das erinnert mich daran, daß einer dieser Straßenbahnnamen in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Bis vor kurzem ist sie noch auf der Canal Street gefahren, die Straßenbahn mit dem Namen „Desire“ (Sehnsucht). Sie mußte dem modernen Verkehr weichen, aber ihr Name wurde durch ein Bühnenwerk von Tennessee Williams unsterblich: „A Streetcar Named Desire“ – „Endstation Sehnsucht“, wie der deutsche Titel lautet.

Bald stehe ich am Mississippi, der hier kilometerbreit seine Wassermassen dem Golf entgegenschleibt. Zusammen mit dem Missouri ist dieser größte Strom der Staaten über 4000 Kilometer lang. Getreue Nachbildungen alter Raddampfer mit den großen Schaufelrädern am Heck, wie sie im vorigen Jahrhundert den Mississippi befuhren – der bekannte amerikanische Schriftsteller Mark Twain war auf einem von ihnen Steuermann –, liegen am Ufer vertäut. Mit ihnen kann der Tourist Ausflugsfahrten unternehmen. Auch ich entschieße mich zu einer Fahrt, aber nicht mit diesen großen Kästen, die nur auf dem Mississippi selbst verkehren. Seine Ufer bieten wenig Reizvolles, da über 30 Kilometer kaum etwas anderes als Docks, Hafenanlagen, Fabriken und Raffinerien zu sehen sind. Ich möchte in die Wasserwelt eindringen, die ich vor wenigen

Stunden überflogen habe, und melde mich daher für eine 8stündige Bootsfahrt an, die am nächsten Tag in die Wirnis der Deltaarme führt.

Wieder wandere ich durch die Straßen, mein Ziel ist das French Quarter. Vorbei an Kneipen und Spelunken, wie sie in jeder Hafenstadt zu finden sind, suche ich mir den Weg. Dann schlendere ich kreuz und quer durch die Gassen dieses alten spanischen Viertels. Weiträumige Balkone, verziert mit schmiedeeisernem Gitterwerk, sind Zeugen der Vergangenheit. Der Anstrich der Häuser ist bunt, an den Straßenrändern stehen noch die mit Pferdeköpfen aus Messing verzierten Pflöcke zum Anbinden der Pferde. Durch Torbogen werfe ich einen Blick in patioartige Hinterhöfe. Hier ist der Zauber der Vergangenheit noch echt, winklige Treppen, plätschernde Brunnen, leuchtende Blumengruppen, Palmen, verschachtelte Gesimse und Erker, eine stille Welt, die sich wohlthuend vom Lärm der Straßen abhebt, die weitgehend vom Vergnügungsrummel beschlagnahmt sind.

Ich komme zur Bourbon Street. Hier hätte man vor 40 Jahren sein müssen, als der Stern von Louis Armstrong aufging und der Modern Jazz seinen Siegeszug um die Welt antrat. Louis Armstrong ist hier geboren, in den kleinen Kneipen hat er gespielt und die Jugend entzückt, für die Jazz mehr bedeutet hat als nur eine Musikform. Jazz, das war Überwindung einer leergewordenen und im äußerlichen Dekor erstickten Zeit.

An einer Straßenecke lausche ich einer kleinen Gruppe von schwarzen Musikern, die mit Rhythmen, in denen Temperament und Klage wechseln, um Almosen betteln. Ihre Gesichter strahlen, als ich einen Dollar in den bereitgestellten Hut werfe und gleichzeitig bitte, sie fotografieren zu dürfen. Viele Schwarze trifft man hier, man spürt den Süden. Die Väter und Mütter der älteren von ihnen waren noch Sklaven. Seit die Sklaverei abgeschafft wurde, sind ja erst 100 Jahre vergangen. Auf einem Kutschbock dämmert ein uralter Neger. Zylinder und Frack, die Requisiten seines Standes, sind altmodisch und zerschlissen. Er könnte für Onkel Tom Modell gestanden haben. Sicher hat er noch die Übergangszeit erlebt, in der die Schwarzen kaum mehr als die Freiheit an Rechten besaßen.

Auch wenn man die Begeisterung der Amerikaner über New Orleans kaum teilen kann, wird ein Spaziergang durch die Gassen des French Quarters nicht langweilig. Im alten Absinthe House von 1752 trinke ich ein Bier. Hier haben sich zur Zeit der Spanier Piraten und Seeräuber versammelt, hier ist im vorigen Jahrhundert Mark Twain eingekehrt, wenn sein Schiff in New Orleans anlegte.

Eine Tafel an der Hauswand kündigt davon. Zehntausende von Visitenkarten an den Wänden, an der Decke, an den Schränken, Spiegeln und Türen, viele vergilbt und vermodert, erzählen von der Eitelkeit der Besucher, ihr Hiersein zu dokumentieren.

An einem malerischen Markt komme ich vorbei, an einem Haus, das für Napoleon bestimmt war, den patriotische Franzosen, die in New Orleans lebten, von St. Helena entführen wollten (der Plan konnte nicht durchgeführt werden, weil Napoleon überraschend starb), an dem Geburtshaus des vielbewunderten Schachphänomens Paul Morphy und an einem alten Friedhof am Rande des French Quarters, in dem die Toten in Steinbauten über der Erde ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Viele Stunden wandere ich durch stille oder von Lärm erfüllte Straßen. Zwischendurch esse ich an einem offenen Stand noch warme, süße Backwaren, die zu den besonderen Spezialitäten von New Orleans gehören.

Spät und müde komme ich zum Hotel zurück. Das Hotelrestaurant, in dem ich zu Abend esse, ist in lichten Grau- und Blau-farben gehalten. In allen amerikanischen Restaurants erhält man von Bediensteten, die am Eingang stehen, wo man auch seine Rechnung bezahlt, einen Tisch zugewiesen. Die Tische werden so verteilt, daß das Bedienungspersonal einen gerechten Anteil am Umsatz erhält. Trinkgelder (etwa 15% des Rechnungsbetrages) läßt man beim Weggehen auf dem Tisch liegen.

Am späten Abend nehme ich noch an einer vom Hotel arrangierten Fahrt durch das nächtliche French Quarter teil, höre Jazz und esse um Mitternacht auf dem Markt im Freien Doughnuts, das ist Schmalzgebäckenes.

Es ist eine seltsame Welt, in die unser kleines Boot am anderen Morgen gleitet, nachdem es durch eine Schleuse den Mississippi verlassen hat. Es ist eine Welt, die vom Wasser geformt ist und von ihm regiert wird. Der Mensch hat sich erst in den letzten Jahrzehnten vermöge seiner Technik Teilgebiete erobert, insgesamt ist sie abweisend geblieben, ein Reich, das dem Wasserge-tier vorbehalten ist, den Schlangen und Nutrias, den Myriaden Mücken und Stechfliegen und den Vögeln, die in den kümmerlichen Wäldern horsten, von deren Bäumen in dicken Büscheln spanisches Moos herabhängt. Fäulnis und Verwesung sind ihre Merkmale. Schwer lastet die Dunstglocke vom nahegelegenen Golf über dem Ganzen. Zunächst befahren wir einen künstlichen Kanal, der an den Rändern abbröckelt, da hinter niedrigen Uferböschungen gleich wieder Sumpfland ist. Manchmal sind kleine Erdbuckel da, auf denen Häuser stehen.

Auch die Häuser vermodern. Die Farbe blättert ab. Sie sind schief und verbogen, da der weiche Boden ständig nachgibt. Besonders häßlich ist Zivilisationsgerümpel aller Art, das sich in der Nähe der Behausungen aufhäuft.

Was für Menschen mögen hier wohnen? Einige sehen wir im Vorbeifahren, Fische in leichten Kanus, die wohl dabei sind, das Mittagssmahl für sich und ihre Familie zu fangen. Sie leben vom Austernfang, wenn sie nicht im modernen Ölgeschäft tätig sind, das mit Bohrtürmen und Leitungen auch in diese Welt eingedrungen ist. Bei ihren Behausungen liegen meist flache Austernboote.

Der Kanal geht in einen echten Bayou über. So nennt man hier die Wasserarme, die das Delta des riesigen Stromes geschaffen hat. Ein Hubschrauber der Polizei mit Schwimm-tanks begleitet uns eine Zeitlang. Diese sumpfige Welt kann nur aus der Luft überwacht werden. Mehrmals begegnen wir Schub Schiffen, die vollbeladene Petroleum-tanks vor sich her drücken. Auf einem Landbuckel liegt ein indianischer Friedhof. Die Cajouns, die hier eine Heimat gefunden haben, sind Indianer aus dem Norden. Die Flucht vor den Weißen hat sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach hier vertrieben. Sie haben sich an die WasserpWelt angepaßt. Ob die Ölfunde für sie zum Fluch werden oder zu einer willkommenen Verdienstmöglichkeit, ist schwer zu sagen. Primitiv ist ihr Leben auf jeden Fall. Als wir später in einer Schleuse neben einem Austernboot liegen, lachen sie zu uns herüber. Es sind schlanke, sehnige Gestalten. Einer von ihnen könnte Winnetou heißen.

Stunden fahren wir durch diese wunderliche und eintönige Welt. Später kommen wir in einen Kanal, der zum Mississippi zurückkleitet. An seinen Ufern sind zahlreiche Werften, in denen Wasserflugzeuge gebaut werden. Alle Augenblicke landet eins in der schmalen Wasserrinne. Schließlich fahren wir durch eine Schleuse in den Mississippi und nach New Orleans zurück.

Am Abend mache ich noch einen Bummel durch die Straßen. Melodienketzen tönen aus den zahlreichen Kneipen. Durchaus nicht immer Jazz. „Du kannst nicht treu sein“ auf deutsch gesungen und Melodien aus Frau Luna gehören ebenfalls dazu. Die Hotelbar, in der ich noch einen Bourbon trinke, ist prachtvolle Südseeimitation. Im schwachen Licht weniger roter, blauer und grüner Kugellampen sind Netze, Kanus, Waffen und geschnitzte Götterbildnisse zu erkennen. Ein großes Aquarium ist mit fremdländischen Fischen besetzt. Auf mein Zimmer zurückgekehrt, beschließt die übliche Abendbeschäftigung den Tag: Waschen und Kofferpacken.



LEBENSRETTER SCHUTZKAPPE

Wie wichtig das Tragen
der Schutzkappe ist,
kann unser Mitarbeiter
Reinhold Sch. bezeugen.

Beim Kuppeln
von zwei 20-t-Schrottwagen
rollte der zweite Wagen
auf der leicht



abschüssigen Straße etwas
nach. Dadurch wurde der
Kopf unseres gebückt
stehenden Mitarbeiters
zwischen die
auf den Wagen stehenden
Schrottkästen eingeklemmt.
Nur seine

SCHUTZKAPPE

hat ihn vor allerschwersten Kopfverletzungen bewahrt.

DARUM IMMER SCHUTZKAPPE TRAGEN!

